Der
Franzosen=Müller.

(Biographie des Schauspielers
Carl Theodor Müller.)

Zu seinem
fünfzigjährigen Jubiläum
herausgegeben von

Ludwig Wollrabe.

[1842]

Crefeld.
Druck und Commissions=Verlag von J. B. Klein.

Biv 1347

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorwort.

Der Beweggrund, warum ich die Biographie eines Mannes, der auf und außer der Bühne ein höchst interessantes Leben geführt, der Oeffentlichkeit übergebe, liegt so nahe, daß ich die besonderen Details wohl nicht zu berühren brauche. Das Leben des Künstlers im Allgemeinen und das des Schauspielers besonders, bietet Stoff genug, um Folianten damit zu füllen. Ich habe mich begnügt, in gedrängter Kürze die Momente anzuführen, die den Stempel der Originalität an sich tragen.

Müller feiert binnen Kurzem sein 50jähriges Jubiläum und noch leben viele seiner früheren Ka-

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

meraden und Collegen, denen diese Rückerinnerung an die glückliche Zeit der Jugend, eine willkommene Gabe sein wird und die dadurch zugleich Gelegenheit finden, sich an diesem so seltenen Feste, durch rege Theilnahme zu betheiligen.

Möge der Zweck meine Rechtfertigung sein.

Ludwig Wollrabe.

Carl Theodor Meunier (in der Theaterwelt unter dem Namen Franzosen-Müller bekannt) erblickte im Jahre 1792 in Paris das Licht der Welt und stieß am 25. September den ersten Schrei seines Daseins aus. Was damals für Wetter war, ob der Mond oder die Sonne die Wiege des kleinen Weltbürgers beschienen, darüber liegen uns keine authentische Details vor und deshalb können wir auch die ersten Lebensjahre, wo man ja überhaupt nichts von sich gibt, was des Aufhebens werth wäre, überspringen, ohne der Erzählung die nöthige Exposition zu rauben.

Carl Theodors Vater war ein alter Militär, der die Feldzüge in Egypten und Italien mitgemacht und sich dabei einen ehrenvollen Namen erworben. Er war von Natur stets heiterer Laune, obgleich die Glücksgöttin ihn mit irdischen Gütern verschont. Sein Humor verschaffte ihm trotzdem eine zahlreiche Familie, die aus sieben Söhnen und einer Tochter bestand. Hätte er neben seinen Verdiensten als Soldat, noch die Kunst verstanden zu kriechen, oder die nöthigen Schleichwege einzuschlagen,

um dadurch zu erringen, was Fortuna verweigerte, so hätte er seinen Kindern eine höhere Bildung verschaffen können; aber in seiner Stellung, wie sie nun einmal war, konnte er ihnen für ihre geistige Ausbildung nichts als den guten Willen als Erbtheil hinterlassen.

Carl Theodor der Dritte (d. h. der dritte Sohn) war, wie Schelle sagt, „ein kleiner Tausendsapramenter", der die Schule wenig, aber das Theater fleißig besuchte. Hier erlaube ich mir einzuschalten, daß auch Carl Theodor, wie alle Künstler, die ihre Biographie schreiben oder schreiben lassen, von Kindheit an einen unwiderstehlichen Drang zur dramatischen Kunst in sich verspürte und sich um jeden Preis den Eingang in die geweihten Hallen zu erzwingen strebte. Bei seinem aufgeweckten Geist dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß das französische Blut in seinem Körper mit dem Geist gleichen Schritt hielt.

In seinem zwölften Jahre mußte er seinem Vater und seiner übrigen Familie nach Verdun folgen, wohin sein Vater versetzt worden war. Bei dem dortigen Theater war eine junge Novize mit Namen Ternau, die das Herz Carl Theodors in Gluth versetzt hatte. Er wartete nur voll Sehnsucht auf den Augenblick sich ihr nähern zu können, um der 13jährigen Jungfrau sein 12jähriges Herz zu Füßen legen zu können. (So viel ich erfahren, soll dieses wirklich seine erste Liebschaft gewesen sein.) Das Glück war der Liebe hold und führte den heißgewünschten Augen-

blick, durch das Benefiz der Angebeteten herbei. Carl Theodor hatte in Erfahrung gebracht, daß man den Benefizianten Cadeau's zu machen pflegte und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sofort — auf Rechnung seiner Mutter — eine Wallnuß, worin ein Paar Handschuhe den Kern bildeten, anzukaufen und der Holden Abends an der Kasse zu Füßen zu legen. Das Geschenk von dem schwarzgelockten Adonis that seine Wirkung, er wurde in Gnaden erhört und erfreute sich seit dieser Zeit der Gunst seiner Eroberung. Seine Mutter soll nicht so liebevoll gewesen sein, als zu Neujahr ihr die Rechnung für die Wallnuß eingehändigt wurde. Den größten Einfluß auf Carl Theodors ferneres Leben brachte das Jahr 1804, wo der kleine Corse in Paris sich die Kaiserkrone aufsetzte. Die Kunde davon war nach dem 60 Stunden weiten Verdun und zugleich zu ihm gedrungen. Er erfaßte mit seinem lebhaften Temperamente sogleich dieses große Ereigniß und hatte natürlich den Wunsch, selbst Zeuge davon sein zu können. Der Zufall kam ihm dadurch zu Hülfe, daß sein Vater ihm den Auftrag gab, in der Nähe des pariser Thores einige Stempelbogen zu kaufen. Das Thor erblicken, die Straße nach Paris vor sich haben und sofort den Weg dahin anzutreten, war das Werk eines Augenblicks. Das Geld für die Stempelbogen deckte nach seiner Meinung die Reisespesen vollkommen und 60 Meilen sind ja bald zurückgelegt. Der Zufall, dieser neckische Kobold, begünstigte diesen leichtsinnigen Streich wider

Erwarten. Es fügte sich, daß der Obrist Bürthe in derselben Absicht nach Paris fuhr und auf der Chause den kleinen Golopin fragte: „Wohin des Weges?“

„Nach Paris, um Napoleon krönen zu sehen.“

„Und zu Fuß?“

„Ja, zum Fahren habe ich keine Moneten!“

„Nun“, versetzte er lachend, „so setze Dich zu mir in den Wagen!“

In einem Nu war Carl Theodor der Einladung gefolgt und fuhr nun sorglos, per Extrapost, in die Hauptstadt und konnte demnach das Stempelbogengeld zu seinem Vergnügen verwenden. Die Kaiserkrönung erfolgte mit einem Pomp, der unsern kleinen Flüchtling Augen und Sinne blendete. Die vielen reichen gestickten Uniformen erweckten die Lust zum Soldatenstande in ihm. Mitten im Taumel all dieser Freude und Herrlichkeit wurde Carl Theodor aber plötzlich zur Besinnung gebracht, indem sein Bruder, Julian, von seinem Vater nachgeschickt war, um ihn wieder in das väterliche Haus nach Verdun zu führen.

Die damalige bewegte Zeit und Carl Theodors unruhiger Geist, gab seinem Vater die Veranlassung, ihn zu seinem Bruder, der im 59. Regiment in Boulogne stand, mit einem Empfehlungsschreiben an den Obersten Puget zu senden. Der Oberst, ein Gönner des alten Meuniers, nahm ihn freundlich auf und enrollirte den 13jährigen Knaben in seinem leichten Infanterie-Regiment. Carl Theodor fühlte sich hier über-

glücklich, denn das Lager war so comfortabel eingerichtet, daß man sich in eine hingezauberte Stadt zu befinden wähnte. Das Excerzieren ging gut von Statten und Jedermann freute sich über den Humor des kleinen Helden, der bald der Liebling seiner Vorgesetzten und Kameraden wurde. Das Regiment gehörte der Division St. Hilaire, die erste Division des 4. Armeecorps unter Marschall Soult. Eine kleine Ursache wurde hier zu einer großen Wirkung für Carl Theodor. Der General Hilaire war bei Marengo am Fuß verwundet und trug deshalb über denselben einen hirschledernen Strumpf, der an der Seite zugeschnürt wurde, und darüber einen Stiefel, der hinten gleichfalls zusammengezogen werden mußte. St. Hilaire konnte ohne Hülfe nie sein Pferd besteigen und der Zufall wollte, daß er sich allein auf einem Platz befand, wo er von Schmerzen, die aus seiner Wunde entsprangen, gepeinigt wurde und nicht vom Fleck konnte. Carl Theodor sieht den General, läuft auf ihn zu und fragt: „was zu befehlen, General?" St. Hilaire erwiederte: „wenn ich nur Jemand hätte, der mir die Strümpfe löste, ich habe fürchterliche Schmerzen." „O mein General, das bringe ich wohl fertig." Schnell machte er sich mit einer Behendigkeit und Vorsicht ans Werk, die den alten Krieger innig freute und ihm große Erleichterung verschaffte. Aus Dankbarkeit nahm er unsern Carl Theodor sogleich zu sich und attachirte ihn seiner Suite als Ordonnanz.

Nun fing wieder ein lustiges Leben an, denn Carl Theodor mußte viel fechten und reiten und erfreute sich dabei der liebevollsten Behandlung seines Generals. 6 Monate währte dieses tolle Soldatenleben, dann brach 1805 der Krieg mit Oesterreich aus; das Lager wurde aufgehoben und das Regiment marschirte bei Germesheim über den Rhein. Bei Memmingen hatte Carl Theodor zum ersten Mal die Freude Kanonendonner zu hören und eine Schlacht mitzumachen. Kleine Attaquen und Scharmützel wechselten nun täglich ab und boten hinlängliche Zerstreuung. Bei Austerlitz war das Regiment in dem circa drei Stunden entfernten Schlosse Sokolnig cantonirt und mußte Carl Theodor fast täglich dem Marschall Soult Rapporte bringen. Nach der siegreichen Schlacht gingen die Truppen nach Braunau und hielten sich daselbst beinahe drei Monate auf. Der fortwährend rege Diensteifer Carl Theodors bestimmte den General Hilaire, dem Knaben eine bessere Erziehung zu Theil werden zu lassen, weshalb er ihn nach Regensburg zum französischen Gesandten, Grafen Dhedouville, sandte. Der Graf nahm ihn freundlich auf und behielt ihn bei sich. Mit diesem machte er die Reise nach Aschaffenburg und Frankfurt a. M. In letzterer Stadt besuchte Carl Theodor die Schule zum Römer, aber ohne etwas besonderes für seine geistige Ausbildung zu profitiren. An das lustige Kriegsleben gewöhnt, plagte ihn die Langeweile, er sehnte sich zu seinem Regimente zurück. Eine Bitte in dieser Angele-

genheit an den Gesandten hatte dessen Zustimmung zur Folge und Carl Theodor reiste zu seinem geliebten General, dessen Hauptquartier vor Danzig stand. Er schloß sich dem ersten Detaschement, welches zur Armee ging an, und erlebte unterweges eine Scene, die ich als Couriosität hier mittheile.

In Gießen, wo der kleine Trupp Nachtquartier machte, wurde Carl Theodor mit seinem Freunde Thalés bei einem Schneider, welcher dicht am Kirchhofe wohnte, untergebracht. Trotz aller Warnung dort zu bleiben, weil das Detaschement zu schwach war indem bereits einige Tage vorher dem König Hieronymus von den Insurgenten einige Pferde abgejagt, die für seinen Marstall bestimmt waren. Unbekümmert, wie die Jugend ist, legten sich unsere Marssöhne zur Ruhe. Das Ding ging trefflich von Statten, sie lachten und scherzten, bis Morpheus sie in seine Arme nahm. Um Mitternacht wurde Carl Theodor plötzlich durch ein Gewoge und Gemurmel auf der Straße erweckt. Er horchte hoch auf und als der Lärm zunahm, weckte er seinen Kameraden, indem er sagte: „Thalés steh auf, wir werden überfallen; die Insurgenten sind in die Stadt gedrungen.“ Beide bewaffneten sich, so rasch und gut es sich in der Eile und Bedrängniß thun ließ, bereit den letzten Blutstropfen für ihr Leben einzusetzen. Zunächst schlichen sie sich dann aber erst mit aller Vorsicht leise zu ihrem Wirth, dem Schneider. Keiner der Freunde konnte ordentlich deutsch sprechen, weshalb ihnen eine

Verständigung schwer wurde; aber die unwilligen Gebehrden des Schneiders bestärkten sie in ihrem Verdacht. Sie bestanden darauf, er solle ihnen einen sichern Ausgang verschaffen, oder er würde es mit seinem Leben bezahlen müssen. Dann aber sollte er ihnen sagen, was die Absicht der Insurgenten sei und was sie zu dem Ueberfall veranlaßt hätte. „Die Insurgenten?“ rief verwundert der Schneider, „die Insurgenten, die da draußen den Lärm machen, sind friedliche Bürger, die die Sylvesternacht feiern, legen Sie Sich ruhig in Ihr Bett, Messieurs!“ und damit drehte er den beiden verblüfften Soldaten eine Seite seines Körpers zu, die jede anständige Unterhaltung aufhob. Nicht ohne Vorsicht und nach genauer Recognoszirung, ob der Schneider wahr gesprochen, suchten unsere zitternden Helden ihre Lagerstätte auf und waren herzlich froh, für diesmal ihr junges Leben gerettet zu haben.

Von hier ab lassen wir Carl Theodor selbst erzählen:

Am andern Morgen, nach eingenommenem Frühstück, das uns nach überstandener Angst trefflich mundete, reisten wir auf der Etappenstraße weiter und trafen in einigen Tagen in Thorn ein. Ein böses Geschick verfolgte mich hier, denn der Typhus grasirte auf eine schreckenerregende Weise, so, daß man aus Vorsicht an allen Straßenecken Misthaufen angezündet hatte, um die Luft zu reinigen. Kaum einige Stunden verstrichen, als auch mich die Krankheit überfiel und mich in eine

Ohnmacht stürzte. Als ich erwachte, befand ich mich in einer Kirche, die zum Lazareth eingerichtet war. Das Röcheln der Sterbenden und Wegschleppen der Todten empörte mich in tiefster Seele, brachte mich aber einigermaßen zur Besinnung, so, daß ich einen Infermière fragte, wie lange ich hier sei? Seit gestern, sagte er, ich sei den Fieberkranken übergeben und auf eine Viertel Portion gestellt, bis die Krankheit einen bestimmten Charakter angenommen. Mich überfiel eine wahre Todesangst und nebenbei ein wüthender Hunger. Hinaus konnte ich nicht, weil die Schildwache ohne Erlaubnißschein Niemand passiren ließ. Es litt mich aber nicht in dem Vorsaal des Todes und ich paßte den Moment ab, wo die Wache abgelöst wurde und benutzte ihn, wo der Soldat dem Eintretenden seine Verhaltungsmaßregeln übergab. Ich hatte mich hinter die Thüre postirt und entschlüpfte glücklich den Argusaugen der Wache und Wächter. Da stand ich aber nun in einer wildfremden Stadt, ohne Mittel und Sachen, denn mein Tournister war bei dem Detaschement geblieben. Jedenfalls erfreute ich mich aber meiner Freiheit, athmete Gottes frische gesunde Luft und war also beneidenswerther als die armen Leidensgefährten im Lazareth. Willenlos schlenderte ich durch die Straßen und kam endlich auf den Marktplatz, wo ich durch ein hellerleuchtetes Haus, woraus Jubel und Fröhlichkeit erscholl, aus meiner Lethargie erweckt wurde. Halloh, dacht ich, da sind Franzosen! und der Gedanke allein trieb mich unwillkürlich in das Haus der

Freude. Meine Ueberraschung war aber nicht gering, als ich statt der gehofften Landsleute, nur Sachsen und Polen traf, denen ich aber meine Hochachtung, als Helden bei der Flasche, dennoch nicht versagen konnte. Schon hatte ich den Griff der Thüre in der Hand, um mich zu entfernen, als ein rothhaar- und -wangiges Mädchen sich nach meinem Verlangen erkundigte. Der Kranke hat selten Courage und so sagte denn auch ich ganz bescheiden: „nichts!“ „Bleiben Sie!“ erwiederte sie, brachte mir sofort einen Teller Suppe und ein großes Glas Glühwein. Trotz meiner Bläſſe wurde ich über und über roth, was aber keine Rückwirkung der Haare meiner Wohlthäterin war, sondern Schamgefühl, weil ich das Dargebrachte nicht bezahlen konnte. Einige Aeußerungen über meine Verlegenheit wurden überhört, ich aber noch obenein mit fünf Franken von meinem rothen Schutzgeist beschenkt und eingeladen, morgen wieder zu kommen.

Hier darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Glühwein, von mir mit einer Gier getrunken, seine wohlthätige Wirkung that und wahrscheinlich mein rettendes Elexier war. Nun galt es ein Nachtquartier zu gewinnen, was in einer Stadt, wo Alles devastirt war, sehr schwer ist, denn alle Häuser waren mit Kranken und Verwundeten überfüllt. Mein guter Stern verließ mich aber auch hier nicht. Nachdem ich meinen Appetit noch an Aepfeln, wofür ich, nebenbei gesagt, drei Franken an eine alte Matrone, die auf dem Markt mit ihrem

Kram postirt war, zahlen mußte, ging ich in das erste Haus, was sich mir entgegenstellte. Ich traf einen verwundeten Voltigeur, der seine Lagerstätte mit mir theilte, nachdem ich aus Dankbarkeit ihm für zwei Franken ein halb Pfund Schnaps geholt hatte. Hier schlief ich sorglos bis zum andern Morgen, wo ich meiner rothen barmherzigen Samariterin einen Besuch abstattete. Wieder derselbe freundliche Empfang wie am Abend vorher und abermals fünf Franken für meine Aufmerksamkeit. Am 4. Tag fühlte ich mich schon vollkommen gesund, ging zum Kriegs-Commissar, kündigte, als ob weiter nichts vorgefallen sei, meine Genesung an und marschirte fröhlich und wohlgemuth meiner Bestimmung zum 10. Jägerregiment nach Danzig entgegen. Es versteht sich von selbst, daß ich von meiner Wohlthäterin Abschied nahm und ihre fünf Franken — wollte sagen fünf Finger — dankbar an mein Herz drückte.

Bei der Ankunft im Lager fand ich Alles in voller Bewegung und Thätigkeit. Die Trancheen waren bereits eröffnet, bei welcher Gelegenheit sich Marschall Levebre den Titel eines Herzogs von Danzig errang. Wir waren in Oliver in Quartier; der Dienst war hart und anstrengend, weil General Kalkreuth Danzig mit hartnäckiger Entschlossenheit vertheidigte. Bei dem Anführen einer Patrouille von 4 Mann, führte mich eines Tages der Weg nach einem Eisenhammer, in dessen Besitzer, einem Herrn Enslin, ich eine interessante Bekanntschaft machte. (Später nach der Einnahme von

Danzig, fand ich dort eine liebevolle Aufnahme.) Als Volontair konnte ich nach Lust und Laune unter den verschiedenen Truppenkörpern wählen und wollte diese Freiheit eben benutzen, um in die **première Legion du Nord** einzutreten, wozu mir die Erlaubniß bewilligt ward. Dieses freie Hin- und Herschwanken gab meinem wankelmüthigen Charakter stets neue Nahrung und bewies sich auch hier auf das eklatanteste. Kaum war ich hiermit in Ordnung, als mir auch schon der Eintritt verleidet war und ich dafür lieber in einem Cavallerie-Regiment Dienste nehmen wollte. Ob es nun zu meinem Besten war, daß ich stets für meine Laune Vertreter fand, wird die Folge lehren; genug, ich gewann diese in den Generalen Corbineau und Audinot. Diese gaben mir eine Empfehlung an den General Cambasières, der eine leichte Cavallerie-Brigade kommandirte, wovon das zweite Chamborant-Husarenregiment in Brandenburg und das vierte in Rathenow stand. Ich bestimmte mich, nach meiner Aufnahme, für Brandenburg, wo ich den Capitain von Dugat fand, den ich früher beim General St. Hilaire kennen lernte. Durch das Wiederfinden dieses edlen Mannes, gewann ich auch sofort wieder einen Protektor und führte ein Leben voller Lust und Freude. Hier war es, wo ich zum ersten Male nach Verlauf von neun Jahren wieder mit Schauspielern in Verbindung kam.

Theater und Bälle wechselten täglich ab, ich war bei allen Gelegenheiten der **Petit maître** und als

solcher besonders den Damen kein unwillkommener Gast. Das Theater, in einem Saal aufgebaut, gehörte dem Kaufmann Flöreton.

Die Gesellschaft war, nach meinem damaligen Begriff von der Kunst, ganz vorzüglich. Besonders florirte das Ballet, worin sich die Damen Engst und Simon besonders auszeichneten. Die Frau Direktorin Engst, geb. Riebe, machte mir einst den Vorschlag, mit ihr ein **Pas de deux** zu tanzen. Obgleich meine Eigenliebe sich nicht wenig durch dieses Anerbieten geschmeichelt fühlte, so durfte ich doch nicht unbedingt einwilligen und schlug ihr vor, die Erlaubniß dazu von dem General einzuholen. Es fand sich auch sofort ein Bittsteller in dem Herrn Metzenstein, der den Gang übernahm und zu meiner Ueberraschung sogar mit Erfolg. Was sollte ich nun machen? Frau Engst wiederholte ihr Gesuch an mich und ich sagte ja! Nun fingen die Proben an und es eröffnete sich mir eine neue Welt! Ich sah mich von der Menge bewundert und wie die übrigen Künstler sich an mich drängen würden, um mir ihre Glückwünsche darzubringen. Man sieht daraus, wie unbefangen ich noch war, denn heut zu Tage und nachdem man durch fünfzigjähriges Wirken auf dem Theater die Collegen sattsam kennen gelernt, können solche Ideen nicht mehr Platz greifen. Genug, ich war damals glücklich und besonders glücklich, weil ich die Schattenseite des Theaterlebens noch nicht kennen gelernt. Daß ich keine ruhige Nacht mehr hatte, versteht sich von selbst. Mit

einem **Pas de deux** legte ich mich ins Bett, schlief ein und tanzte wie ein Wahnsinniger im Schlafe mit meiner liebenswürdigen Tänzerin, bis ich vom Beifallsgeklatsche erwachte und nun in Wirklichkeit anfing, meine Positionen zu probiren. Obgleich von frühester Jugend an als tüchtiger Reiter, Fechter und Tänzer bekannt, hatte ich doch noch nie Gelegenheit gehabt, vor einem Publikum öffentlich zu debütiren. Mein Herz schlug gewaltig und je stärker die Schläge waren, je ärgere Sprünge machte ich in meiner kleinen Stube. Niemand wußte, was ich eigentlich vorhatte und deshalb konnte man sich den Heidenlärm, den ich bei meinen Uebungen machte, nicht erklären. Wirth, Nachbaren und meine Schlafkameraden hielten mich für verrückt und ich hatte deshalb manchen scherzhaften Auftritt. Die frohe und doch mit beklommenem Herzen ersehnte Stunde schlug; die Generalprobe war vortrefflich von Statten gegangen und der Abend fiel nicht minder günstig aus.

Somit war der Anfang zu meiner künftigen Laufbahn gemacht und das alte: „Laß dich der Teufel bei einem Haar fassen und du bist sein auf ewig" fand bei mir vollgültige Anwendung. Der Schauspieler Stockmar hatte ein Benefiz und ersuchte mich, die Rolle des Grafen v. d. Mulde in „Kindesliebe" zu übernehmen. Durch mein erstes Debut kühn gemacht, besann ich mich nicht lange und willigte ein.

Die Vorstellung fand am 26. November 1808 statt und die abermals güstnige Aufnahme

bestimmte mich, von dieser Zeit an, mit wenigen kurzen Intervallen, mich ganz der Kunst in die Arme zu werfen. Später spielte ich noch den Fritz in „Vier Schildwachen auf einem Posten" und den Conrad Herzig in „Tochter Pharaonis".

Die Gesellschaft reiste nun nach Wittstock und ließ mich vorläufig noch bei meinem Regimente zurück. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich zunächst in der deutschen Sprache zu üben, denn damit holperte es noch gewaltig. Die bis jetzt gespielten Rollen mußte ich mir vorlesen und wörtlich einstudiren lassen. Meine Vorliebe für die Deutschen, ihre Sitten und Sprache, erleichterte mir mein Studium und brachte mich in kurzer Zeit so weit, daß ich für einen Deutschen gehalten wurde. So geläufig mir nun auch die Sprache wurde, so konnte ich es bis auf den heutigen Tag doch noch nicht dahin bringen, deutsch zu schreiben.

Freudetrunken über meine Erfolge, gehe ich nach der letzten Vorstellung nach Hause und mußte leider Zeuge einer sehr tragischen Scene sein. Ich hatte mein Quartier inmitten der Steinstraße, in einem alten Hause. Mein Zimmer theilte ich mit einem lieben Kameraden, einem gewissen Groß aus dem Elsaß. Ueber dem Gang führte in die Mägdekammer eine Hühnersteige, die man erst ansetzen mußte, um hinein zu gelangen. Wie erwähnt, kehrte ich frölich heim und fand meinen Stubenburschen, der sich sonst zeitig ins Bett verfügte, noch munter und guter Dinge. Ich wunderte mich darüber, legte mich

aber wohlgemuth zur Ruhe. Ich entschlief ruhig, wurde aber plötzlich, so ungefähr gegen 12 Uhr, durch einen fürchterlichen Fall erweckt. Mit mir zugleich hatte der Wirth den Fall gehört und wir stürzten Beide auf die Hausflur, wo ich meinen Kameraden todt an der Erde fand. Wie dieser, sonst so solide und brave Junge, zu dem Unglück gekommen, darüber ist ein ewiges Dunkel geblieben. Daß er der Magd einen Besuch abstatten wollte, ist erwiesen; ob diese ihn nun aber zurückgestoßen, oder ob er selbst einen Fehltritt gethan und so von der Leiter stürzte, darüber konnte nichts festgestellt werden. Er muß mit dem Kopf bei dem Falle auf einen der Hacken, worin unsere Sättel auf der Flur angehängt waren, gestoßen haben, der zufällig leer und dicht an der Stiege war.

Später habe ich erfahren, daß die Magd in eine Irren-Anstalt gebracht worden sei. Wie mir zu Muthe war, kann Jeder ermessen, der auch einmal in meinem Alter einen theuren Freund so plötzlich verlor und daß ich seiner in meinem Gedenkbuch erwähne, ist ein Act der Pietät, den mir Niemand verargen wird.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zu meiner Geschichte zurück.

Seit der Abreise der Schauspieler fühlte ich eine Leere in meinen Unterhaltungen, die durch Excerzieren und Ordonanzreiten nicht ersetzt werden konnte. In einsamen Stunden mußte ich mir gestehen, daß nicht

allein der Zauber des Theaters mich anlockte, vielmehr der Zauber der auf den Wangen einer Priesterin Thaliens blühte, meine Ungeduld und Sehnsucht nach der Stadt, wohin sie ihren Thepiskarren geführt, auf eine evidente Weise steigerte. Die jüngste Tochter der Direktorin, Frl. Auguste Engst, die ich am letzten Abend noch als Röschen in den „Korsen" bewunderte, hatte mein jugendliches Herz so in Flammen gesetzt. Mit mir zugleich hatte sich ein Freund von mir, der Sekretär des Commandanten, ein Franzose, Namens Zimmermann, der aber von deutschen Eltern abstammte, sterblich in die ältere Schwester meiner Angebeteten verliebt. Diese war allerdings schöner als Auguste und eine Künstlerin, die im tragischen und naiven gleich vortrefflich war. Zu meinem Glück machte Zimmermann mich zum Vertrauten und wir konnten nun unsere Empfindungen austauschen und einer in des andern Schmerz lindernden Balsam finden.

Mir hatte diese Entfernung eine Gemüthskrankheit zugezogen und je öfter mein Freund zu mir kam und von seiner Ferdinande schwärmte, je heißer wurde meine Sehnsucht nach meiner Auguste, von der ich übrigens noch keinen Beweis ihrer Gegenliebe hatte, als daß sie mir beim Abschied freundlich die Hand drückte und mich ermahnte, bald nachzukommen. Eines Tages kam Zimmermann zu mir und sagte: „ich halte es nicht länger aus, ich komme um Urlaub ein, ich muß nach Wittstock zu meinem Mädchen." Ich war Reconvalescent und mußte

Ruhe haben, aber mir pochte das Herz bei dem Gedanken, die Reise sogleich mitzumachen. Mein Regimentsarzt hatte meine Krankheit mit dem Namen „Heimweh" belegt, eine Krankheit, die unter Napoleon sehr respectirt wurde. Ich bat den Arzt, sich um einen Urlaub für mich zu verwenden, was er auch versprach. Zimmermann that dasselbe bei dem Commandanten und so hatte ich denn die große Freude, einen Urlaub auf unbestimmte Zeit zu erhalten. Wir reisten nun Beide ab und trafen einige Tage später in unserm Eldorado ein. Natürlich stürzten wir sogleich auf den Ersten, der uns entgegenkam, ihn fragend: „wo ist das Theater?" „Hier diese Reitbahn ist dazu eingerichtet", war die Antwort. So wie wir auf die Bühne kamen — wo zu unserer Freude gerade Probe war — stürzten Alle auf mich zu, nur Auguste blieb wie angewurzelt stehen. Ihr Vater fragte sie, ob sie sich nicht freue, ihren Tänzer wieder zu sehen? „Was hilft mir das," sagte sie mit einer himmlischen Naivität, „er muß ja doch wieder fort!" Nachdem die gegenseitige Begrüßung vorüber war, bemerkte ich erst, daß sämmtliche Künstler festlich gekleidet waren. Ich erkundigte mich nach der Ursache und erfuhr, daß das Kind eines höchst liebenswürdigen Weibchens getauft werden sollte. Diese, eine Madame Kreutler, ladete mich sofort zur Theilnahme ein und ich mußte **nolens volens** Gevatterstelle vertreten. Meine Auguste war auch da, geführt von ihrem Vater, den ich heute zum ersten Male in Galla-Uniform, mit

goldenen Epauletts, Stiefeln mit Sporn und gepudertem Haar erblickte. Er war früher nämlich im Würtenbergischen im Forstfach angestellt gewesen. Ungezwungene Laune herrschte und ich kann wohl behaupten, es war einer der glücklichsten Tage meiner Jugendzeit. Die anmuthige schwarzäugige Gevatterin bewirthete uns mit einer Noblesse, die mich wahrhaft in Erstaunen setzte und ich hätte den für wahnsinnig gehalten, der mir gesagt hätte, diese schöne Frau wirst du nach 25 Jahren als Souffleuse wiederfinden, und dennoch war es so. Leider habe ich sie wiedergefunden und mußte die traurige Entdeckung machen, daß der Rausch, den sie sich damals aus Freude über ihr Erstgebornes zugelegt, in dieser langen Zeit noch nicht verdampft war und sie in diesem Leben wohl nicht mehr verlassen wird.

Witstock ist eine sehr freundliche Stadt und hatte zu dieser Zeit viele Kunstfreunde. Ich fand einen solchen in dem Herrn Doktor Wurmser, der mir eine Wohnung in seinem Hause anbot und die ich auch acceptirte. Die liebenswürdige Familie des Doktors trug nicht wenig dazu bei, mir den Aufenthalt äußerst angenehm zu machen. Komödie spielte ich fleißig, tanzte auch nach Leibeskräften Ballet und suchte mich überhaupt in der Kunst nach besten Kräften zu vervollkommnen. Manchen Scherz hatte ich auch außer der Bühne, der durch eine frapante Aehnlichkeit, die ich mit einem Provisor der dortigen Stadtapotheke hatte, herbeigeführt wurde. Zum Exempel: er hatte eine Liebschaft mit einem hübschen Mädchen, die ich auch später kennen lernte und mir von ihr

manchen Kuß auf Rechnung meines Doppelgängers holte. Hatte man mich Abends spät auf der Straße gesehen, schob ich es natürlich auf den Provisor. So wurde er auch oft in seinem Geschäft gefragt, wo er nur die Zeit hernehme, den ganzen Tag seine Arbeit zu besorgen, Rollen zu lernen und Abends zu spielen und zu tanzen? Verdrießlich antwortete er dann: „ach, das ist mein Doppelgänger, der verdammte Franzose! was der Alles auf meine Rechnung thut, es ist himmelschreiend!" Der gute Mann würde vielleicht noch ganz andere Geschichten erlebt haben, wenn die Eifersucht meiner Auguste nicht dem tollen Treiben Einhalt gethan hätte.

Nachdem wir sechs Wochen hier gespielt und gute Geschäfte gemacht, reiste die Gesellschaft nach Amalienbad (Moorsleben), ein Bad unter Protektion der Frau Gräfin von Feldheim.

War das Leben in Witstock fidel gewesen, ging es hier erst recht aus dem ff. Wir wohnten Alle in einem Hause und hatten eine gemeinschaftliche Küche. Die älteren Damen kochten, die jüngeren mußten Gemüse reinigen und sonst hülfreiche Hand leisten. Die Männer, alt und jung, wurden zum Wasserholen, Holzspalten rc. verwendet. Obgleich das Ganze etwas stark einem Zigeunerleben glich, so hatte es für mich doch etwas sehr romantisches.

Meine Gage, monatlich 16 Thlr., in wöchentlichen Raten zahlbar, reichte vollkommen aus, meine Bedürfnisse zu befriedigen. Das Herren- oder Badehaus war

unser täglicher Versammlungsort, der auch besonders stark von den Studenten aus dem benachbarten Helmstädt frequentirt wurde. Unter diesen zeichneten sich als die fidelsten die Hamburger und Mecklenburger aus und machten, vermöge ihrer reichen Mutterpfennige, den meisten Aufwand.

Der Wirth, ein Herr von Temski, früher Husaren-Offizier in preußischem Dienst, der auf seine Kosten die Gesellschaft hatte kommen lassen, war ein Mann von feiner Bildung und heiterem Humor. Kein Wunder, daß man sich in seiner Nähe wohl fühlte und die Zahl der Gäste mit jedem Tage wuchs. Diese Herrlichkeit sollte aber sehr bald ein unvermuthetes Ende finden.

Bei meiner gewöhnlichen Morgenpromenade sah ich in der Entfernung zwei Gensdarmen mit martialischer Amtsmiene auf das Badehaus zusteuern. Der ungewohnte Anblick dieser Herren, in dem friedlichen Badeort, kam mir verdächtig vor, weshalb ich so eilig als möglich, dem Herrn Wirth diese rasch zu erwartenden Gäste anzeigte. „Um Gotteswillen," rief er, „die kommen meinetwegen!" In einem Nu war er hinunter in den Stall, bestieg seinen Falben, ohne sich Zeit zu nehmen, denselben zu satteln und fort gings in sausendem Galopp, als ob sein Pferd Pegasusflügel gehabt hätte. Ich stand wie angewurzelt über diesen ominösen Vorfall, fand es aber doch gerathen, mich aus dem Bereich der Untersuchung zu verlieren. Meinen braven Direktor avertirte ich von dieser Scene und

obgleich auch er einen gelinden Schreck bekam, sagte er mir doch, wir wollen ruhig abwarten, was geschieht, ohne uns vorläufig etwas von Temski's Flucht merken zu lassen, vielleicht ist es auch nicht so schlimm und er kommt bald zurück. Diese Hoffnung war aber leider vergebens, Temski war fort und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

Die Gensdarmen hielten Haussuchung und fanden einen großen Vorrath Pulver und viele Waffen, die, wie wir später erfuhren, für das Schill'sche Corps bestimmt waren. Die heimliche Entfernung Temski's und dieser Fund verdächtigten alle Personen, die in seiner Umgebung gewesen und es gab einen heillosen Rencontre.

Dieser Vorfall traf uns am härtesten; denn nicht allein, daß die Gäste alle abreisten, es ließ sich auch kein Musensohn mehr in dem nun plötzlich verpönten Bade sehen. Der Direktor wußte auch nicht, wo er sich in dieser Noth hinwenden sollte. Der Zuschuß, der seine ganzen Ausgaben deckte, war für immer verloren und das Publikum bestand bald nur noch aus einigen Polizisten und uns selbst. Wäre es damals gewesen wie jetzt, so hätte die Direktion uns einfach entlassen können und unserm Elend überlassen; aber in jener Zeit gab es noch keine Contrakte, wo Krieg, Brand und sonstige Calamitäten jede Verpflichtung aufhob. Der Direktor hielt sich gebunden, den Mitgliedern mindestens sechswöchentliche Kündigung zu halten und unter

solchen Umständen kann man sich die traurige Lage Engst's leicht vergegenwärtigen.

Wie aber auf jedem Unternehmen, welches auf Reellität basirt ist, eine schützende Hand ruht, so auch auf dem unsrigen. Hülfe ließ nicht lange auf sich warten. Der Oberamtmann Uebel, ein großer Kunstfreund und täglicher Besucher unserer Vorstellungen, nahm herzlichen Antheil an der Lage unseres Direktors und proponirte ihm, er solle die Gesellschaft nach Herksleben führen, er wolle sein Orangeriehaus zu einem Theater herrichten lassen und wir sollten zweimal wöchentlich darin spielen.

Das war ein Vorschlag, der mit großem Jubel dankbar angenommen wurde, zumal Uebel alle Kosten übernahm.

Mir blieb nun mancher Tag zur Benützung kleiner Ausflüge und daher kam es, daß ich eines Tages nach Neuhaldensleben ging, wo die Ruth'sche Gesellschaft spielte. Diese Truppe war ganz vorzüglich und verschaffte mir neben dem Genuß der Darstellungen auch noch einen Freund, der sich mir in jeder Lage des Lebens, auch noch in späteren Jahren, als ein solcher bewies. Es war dies der damals talentvolle, später berühmte Komiker Günther, den ich noch kurz vor seinem Tode das Glück hatte, in Braunschweig zu umarmen. Solche Freundschaften sind so selten und gehören heutigen Tages fast nur noch in das Bereich der Mythe; darum sei es mir vergönnt, dem verewigten Freunde

noch eine Thräne des Dankes für seine treue Liebe zu zollen. Günther war als Künstler und Mensch gleich groß und erhaben und nahm den innigsten Antheil, wenn ein Talent sich neben ihm Geltung zu verschaffen wußte. Der kleinliche Neid, der jetzt fast jedes wirkliche Genie unterdrückt, war ihm fremd und er steht als Muster für Manchen da, der noch dieselbe Stellung als Künstler einnimmt, aber nicht dieselben Tugenden damit verbindet. So lange Braunschweig steht, wird sich der Name Günther von Kind auf Kindeskinder vererben und ihm dadurch ein Denkmal errichtet, welches die Mitwelt nicht im Stande ist zu stellen. Friede seiner Asche!

Einen andern talentvollen Schauspieler, Namens Stern, habe ich nie wieder getroffen. Möglich, daß auch er in dem Strom untergegangen, der so manchen Künstler verschlingt, der nicht vom Glück begünstigt wird, oder es nicht versteht, die nöthigen Schleichwege einzuschlagen. Vielleicht hat es ihm auch an Damenbekanntschaften gefehlt.

Auch Bechstädt wirkte bei dieser Truppe zur Zufriedenheit der Direktion und des Publikums.

Die Gesellschaft des Direktor Hengst bestand aus folgenden Mitgliedern: Engst (eigentlich Hängst v. d. Horst), Mad. Engst, Dem. F. Engst, Dem. A. Engst, Mad. Lehr, Mad. Krentler, Mad. Simoni, Dem. Simoni d. J. und Dem. Simoni d. Aelt. und Dem. Meyer. Herren: Stockmar, Lehr, Simoni, Bühnese,

Meyer, Nagel, Kräntler und Müller (Ego). Kinderrollen spielten Louis und Malchen Engst.

Louis Engst traf ich im vorigen Jahre (1855) in Weimar und hatte die Freude, von ihm sofort erkannt und mit dem Spitznamen „der Tolle", den mir sein Vater beigelegt, angeredet zu werden.

Diese Gesellschaft reiste nun nach vierwöchentlichem Aufenthalte nach Gardelegen — wo ich mich schon zum Leon heranbildete — und von da nach Salzwedel. Ueberall blieb ich der treue Begleiter der Direktion und meiner Auguste.

Jede Lust hat aber einmal ein Ende und gerade dann, wenn man nicht darauf rechnet. Der Krieg mit Oesterreich sollte 1809 eröffnet werden. Alles wurde mobil gemacht; die verschiedenen Cantonirungen wurden eilig verlassen und sammelten sich unter der Fahne ihres Kaisers, um vereint zu Kampf und Sieg zu ziehen. Nun war es Zeit, daß auch ich mich meiner Verpflichtung erinnerte und meinen Urlaub auf unbestimmte Zeit zu Ende führte. Ich sagte meinem Direktor meinen Entschluß, wieder zu meinem Regimente zu gehen und bat ihn, mir meine Entlassung zu geben. Kaum war mein Wille bekannt geworden, so gab es bei der Gesellschaft einen förmlichen Aufruhr. Die Männer suchten mich durch alle möglichen Vernunftsgründe von meinem Vorhaben abzubringen; die älteren Damen erregten meine Eitelkeit, indem sie sagten: es wäre traurig, wenn ein solches Talent der Bühne entzogen würde

und die jüngeren suchten vergebens ihre Thränen zu verbergen, wobei sie abwechselnd ihren Gefühlen Luft machten und Ausrufe ertönen ließen, wie „ein so junges Blut, ein so guter Junge! so jung schon sterben!" u. A. m. Da mein einmal gefaßter Entschluß aber durch nichts wankend zu machen war, so fügte man sich endlich und gab mir jeden möglichen Beweis von Freundschaft und wahrer Anhänglichkeit. Von den Damen bekam ich so viele Locken, daß ich unbedingt mein Sattelkissen damit hätte stopfen können. Die Abreise ging glücklich von Statten, die Segenswünsche meiner Collegen begleiteten mich.

Mein Regiment stand in Brandenburg, wohin ich mich eilig auf den Weg machte. Ich meldete mich und wurde auf Veranlassung des Capitän Renard, der Obrist-Lieutenant wurde, statt zu meinem frühern 2., zum 7. Husaren-Regiment versetzt.

Gleich bei meiner Ankunft gab man mir den Rang eines Brigadiers (Corporal). Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß ich meinen Urlaub auch in militärischer Hinsicht nicht vernachlässigte. Bei meiner Abreise hatte mir damals mein Gönner Dugas die Werke: **„L'ecole du Soldat"** und **„L'ecole du platon"** mitgegeben, welche ich fleißig studirte. Was ich als Schauspieler leistete, blieb noch hinter dem zurück, was ich als Soldat gelernt und was mir aufs neue gute Dienste thun konnte. Wir gelangten zu unserm Regiment, eines der schönsten, welches ich kennen gelernt. Es war in 4 Schwadro-

nen getheilt und 800 Pferde stark. Die Escadronen wurden folgendermaßen gebildet: 1—5. 2—6. 3—7. 4—8. Die 6. bildete allemal die Tiralleur=Compagnie. Diese wahr sehr gut beritten und bestand aus lauter Deutschen. Mein Capitän hieß Daic, war bei uns sehr beliebt, was er auch durch sein humanes Benehmen in vollem Maße verdiente. Er hatte von der Pieke an gedient und war von Murat auf dem Schlachtfelde zum Hauptmanne ernannt. Auf seine Veranlassung und weil er glaubte, sich dem Major Renard gefällig zu zeigen, wurde ich, wie er sich ausdrückte, meiner großen Jugend wegen, der Aufsicht eines alten Unteroffiziers, Namens Braun, übergeben. Braun war ein höchst origineller Mensch, der von Kindheit an die Uniform getragen. Bärbeißig aber gut, schnauzte er uns junge Leute häufig in seiner kauderwelschen Sprache an und glaubte uns dadurch zu imponiren. Einer seiner Lieblingsausdrücke war: „ich geb Sie eins auf Ihr **la têt'l**, daß die ganze Schwadron im Koppe wackeln soll." Dieser Mensch konnte, wie so viele Andere damals, weder lesen noch schreiben. Bei der Ataque war ich stets an seiner Seite, so wie auch, wenn's ans tirailliren ging. Bei dem täglichen Zusammentreffen mit dem Feinde, mußten wir uns, wenn die Schwadron sich zusammenzog, auf dem linken Flügel sammeln. Nie war ich ihm beim Reteriren schnell genug, in seiner Wuth darüber rief er dann: „es wird Sie noch der Diable holen!" Diese Weissagung sollte bald in Erfüllung ge=

hen. Vor Landshut war ein heißes Treffen; wir wollten den Oesterreichern den Besitz der Stadt streitig machen. Es war eine Abtheilung Merfeldt-Uhlanen, mit denen wir den Kampf eröffneten. Ich glaubte einen gescheidten Streich zu vollführen, wenn ich meinen Kameraden einen von mir entdeckten Weg zeigen würde, um den Feind zu umgehen. Seitwärts standen mehrere Scheunen, die so weit von einander getrennt waren, daß ein Reiter bequem durchkonnte. Den Gedanken großartig erfassend, verhoffend meine Kameraden würden den Wink verstehen und mir folgen, gab ich meinem Pferde die Sporen und schlug den Weg ein. Es folgte mir aber keiner; nur ein feindlicher Uhlan, der wahrscheinlich dieselbe gescheidte Idee hatte, kam mir zwischen den Scheunen entgegen. Aus diesem Defille war kein Entrinnen, wenden konnte ich nicht, seine Lanze reichte weiter als mein Säbel, also mußte ich mich ergeben. Ich wurde bei den andern Kriegsgefangenen in eine Kirche eingesperrt und sehr schlecht behandelt.

Am andern Morgen schlug aber schon die Stunde der Erlösung. Nach kurzem Gefecht wurde Landshut vom 85. Infanterie- und 7. Kürassier-Regiment genommen und wir befreit. Zu meinem Regiment zurückgekehrt, bekam ich von meinem alten Mentor eine Masse Vorwürfe, die aber in meiner Jugend und Unerfahrenheit Entschuldigung fanden. Von hier ab nahm ich Theil an der Affaire bei Eckmühl, wo nur die Nacht dem Gefecht ein Ende machte. Auch bei Albensberg

waren wir stark betheiligt. Hier kann ich eine Episode nicht unerwähnt lassen, die mir nie aus dem Gedächtniß schwinden wird. Wir patrouillirten und fanden eine Gruppe Voltigeurs, die einen alten Mann in ihrer Mitte hatten, der fast ganz entkleidet war. Uhr und Geld hatten sie ihm bereits abgenommen und sein grauer Uniformsrock lag zu seinen Füßen. Sein weißer Scheitel, über dem eine tiefe Hiebwunde war, und sein edler Anstand flößten uns Achtung und Mitleid ein. Ruhig hatte er sich berauben lassen; nur ein Bild, das er auf der Brust trug, weigerte sich der arme Mann herzugeben und schrie unaufhörlich: „mein Bildl, mein Bildl!" Wir waren herbeigesprengt und Braun und ich fragten, was es hier gebe? Man antwortete, wir haben den Offizier gefangen und er besteht darauf, das Bild zu behalten. Wir fanden diese Behandlung eines gefangenen Offiziers infam und gegen alles Kriegsrecht und da wir die Stärkeren waren, entrissen wir ihn den Händen der Hallunken und schickten ihn per Eskorte an unsern Obrist.

Ohne Rast ging es nun vorwärts und ich lernte das tolle Kriegsleben so recht aus dem Fundamente kennen.

Bei Regensburg war ein heißes Treffen, wobei namentlich die Division Nansuthie und beide Carabinier-Regimenter volle Arbeit hatten. Um eine verschanzte nnd wohl vertheidigte Stellung nicht anzugreifen, wird sie zuweilen umgangen; allein der Feind,

der es vorausgesehen hat, besetzt die andern Punkte, und die Schlacht beginnt sogleich auf einer Linie von mehreren Stunden Länge, wie es auch heute der Fall war. Bei Eckmühl, bei Tane, bei Landshut wurde auf einer Strecke von 15 Stunden gefochten.

Nach einigen Tagen der Ruhe versprach uns Napoleon, bei Gelegenheit einer Inspektion, wir würden in 4 Wochen in Wien sein. Er hielt Wort.

Ich übergehe einzelne Gefechte und gehe bei Kaiserseberstorf, wo Pontons geschlagen waren, mit über die Donau. Hier wäre Gelegenheit, die Schlachten von Eslingen, Aspern und Ebersdorf zu schildern, aber geschicktere Federn haben dieses Geschäft sattsam überliefert. Auch will ich größtentheils nur Ereignisse, die mich betreffen, berühren. Nach manchen Erlebnissen kamen wir nach Lobau. Die ganze französische Armee hatte die Donau mittelst dreier Brücken überschritten und befand sich während eines Regens, der seit sechs Stunden in Strömen herabstürzte, in unabsehbarer Menge versammelt. Es bivouakirten 200,000 Mann in geschlossenen Regiments-Kolonnen auf dieser Insel. Kaum hatte Jeder den nöthigen Raum, um sich zu bewegen. Man hatte noch einen Arm des Flusses zu überschreiten. Kanonen donnerten, Granaten regneten die ganze Nacht, um den Uebergang zu wehren; die Schlacht für den folgenden Tag, der Sieg, der erkämpft werden sollte, Alles dies bot ein herrliches Gemälde, glänzende Aussichten dar. Niemals noch hatte die große

Armee sich vereint gesehen; ein Jeder erkannte unter den alten, aus Spanien oder Italien angekommenen Truppen, einen Freund. Alle Nationen hatten auf der Insel Lobau ihre Repräsentanten; man redete dort in allen Sprachen Europa's. Italiener und Polen, Mameluken und Portugiesen, Spanier und Baiern, Alle waren erstaunt, sich unter den kaiserlichen Adlern vereint zu finden. Man sah dort auch Sachsen, Westphalen, Badener und Würtemberger. Man lief herum, man suchte, ohne zu finden, man unterhielt sich, ohne sich zu verstehen; es war ein Bienenschwarm, der Thurm zu Babel. Einen Augenblick später trennte man sich mit einem Händedruck; für eine große Anzahl war dieser Abschied ein ewiger, denn es war am Tage vor der Schlacht bei Wagram.

Am 5. des Morgens gaben die Kanonen das Zeichen zum Angriff. Ein verhängnißvoller Tag für mich. Wir wurden zum flankiren kommandirt — wir deploiren und bestreichen in der Nähe von Korneuburg eine Reihe von Wirthschaftsgebäuden. Einige zwanzig Schritt davon entfernt, drang eine Abtheilung Latour-Dragoner, unterstützt von Ungar-Grenadieren auf uns ein. Das Gemetzel ging los; ein Latour-Dragoner stürzte auf mich ein, haute mir die Zügel durch und traf auch zugleich einen Finger, den ich dabei verlor. Nachdem ich noch drei leichte Wunden erhalten, raubte mir ein flacher Säbelhieb im Genick die Besinnung. Ich erwachte in der Ambulance in Kagran, wurde verbunden und

nach Wien ins Lazareth gebracht, welches sich in der kaiserlichen Burg befand.

Uebrigens führte die Schlacht bei Wagram keinen großen materiellen Vortheil herbei, das heißt, sie hatte keine so ausgezeichnete Folgen, als die Schlachten von Ulm, Jena und Regensburg; denn man machte beinahe gar keine Gefangene, eroberte neun Kanonen und verlor vierzehn. Die Schlacht von Regensburg hatte uns bis unter die Mauern Wiens gebracht, die Schlacht von Wagram führte uns nur bis Znaim. Dort mußte die Armee aufs neue anfangen, und sie fing wieder an. Leider konnte ich diesen Marsch nicht mitmachen, denn ich lag an meinen Wunden darnieder.

Es vergingen mehrere Tage, ehe der **Serugien en chef** uns besuchte. Meine Blessuren schienen ihm nicht bedeutend genug, deshalb übergab er mich dem Unterarzt. Dieser benahm sich so ungeschickt, daß mir der Verband jedesmal eine Ohnmacht zuzog. Napoleon besuchte uns in Begleitung des Marschalls Duroc und des Generals Colincour und hinterließ jedem der Blessirten ein Gnadengeschenk von 5 Napd'or.

Nach wenigen Tagen besah einer der Hülfs-Chirurgen wieder meine Wunden und sprach bei Untersuchung der Hand das Wort Kangreen (der kalte Brand) aus, was jedesmal eine Amputation zur Folge hatte, denn diese Art Hülfs-Chirurgen kamen alle Augenblicke aus Frankreich, weil sie, um dem Tornister zu entgehen, durch irgend eine Protektion ein Patent erwischt hatten,

nachdem sie drei Monate lang die Schule als Medizi-ner besucht. Diese machten dann, auf Kosten der-jenigen, die zuerst in ihre Hände fielen, einen prakti-schen Kursus durch. Wehe den Armen, die in ihre Hände fielen; das Zergliederungsmesser harrte ihrer — und dann — gute Nacht Welt!

Ich war darüber so entsetzt, daß ich ihm mit der gesunden Hand einen tüchtigen Backenstreich applicirte. Der Ausspruch des Asculap's hatte mir einen panischen Schrecken eingejagt; ich zog mich eilig an, um einen Ort zu verlassen, wo ich zu dem verlorenen Finger auch noch die ganze Hand lassen sollte. Planlos durch-streifte ich die Straßen, bis ich ans Ende der Tabor-brücke gelangte, wo ich von zwei alten Beguinen an-gehalten und gefragt wurde, ob ich blessirt sei. Mür-risch wollte ich vorüber, indem ich unsanft erwiederte, daß würde sie wohl wenig kümmern.

„Etwas kümmert es uns denn doch," sagte die Aelteste der Alten, „denn wir sind barmherzige Schwe-stern, und haben schon manchen armen Burschen kurirt."

„Das ist möglich; mir ist aber nicht zu helfen, ich habe den kalten Brand in der Hand!"

„So zeigen Sie die Wunde."

„Unmöglich, denn jeder Verband zieht mir eine Ohnmacht zu."

„Haben Sie nur keine Furcht."

Es wurde eine Schüssel mit warmem Wasser ge-

holt und trotz meiner Einrede mußte ich die Hand darin baden.

„Bewegen Sie Ihre Hand hin und her und theilen Sie uns die Veranlassung Ihrer Verwundung mit."

Die Bewegung im Wasser verschaffte mir einige Linderung; man legte einen frischen Verband auf, nachdem man die Hand mit braunem Mehl bestreute und gab mir die Versicherung, in vier Wochen völlig hergestellt zu sein.

Ich ging zum Kriegs-Commissar, erklärte, daß ich mich einer Privatkur unterzogen und verlangte ein Quartier, welches mir zugestanden und auf Mariahilf angewiesen wurde. Meine braven Wirthsleute pflegten mich nach besten Kräften; ich genaß zusehend und konnte den ganzen Tag die Schönheiten Wiens bewundern. Alle Abend besuchte ich das Theater, war bald im Kärntnerthor, bald im Burgtheater und mitunter im Theater an der Wien, wo ich die Bekanntschaft eines Herrn Sonnenleithner machte. Auch der Sänger Kresentini und Sig. Kampf gehörten zu meinen neuen Theaterfreunden.

Den Componisten der „Schweizerfamilie", Weigl, suchte ich auch auf und fand ihn als Musikalienhändler auf dem Graben etablirt. Meine Spaziergänge theilte ich zwischen Schönbrun, Prater und Fünfhausen und besnchte auch den schönen Apollosaal.

Meinen Gönner, den Grafen St. Hilaire, der an seinen Wunden darniederlag, besuchte ich fast täglich.

Bei Eßlingen hatte eine Kanonenkugel sein früher schon verwundetes Bein zerschmettert; er wurde amputirt und starb. Seine Asche ruht im Pantheon in Paris. Mir ging es stündlich besser; ich bedurfte der Hülfe meiner alten Pflegerinnen nicht mehr und eilte hinaus meinen Dank abzutragen. Die guten Matronen freuten sich über meine Genesung, waren aber nicht zu bewegen, irgend eine Bezahlung anzunehmen. „Was wir thaten, war Menschenpflicht," sagten sie, gaben mir ihren Segen und ließen mich mit dankerfülltem Herzen zurück. „Gott lohne Euch Eure Güte," rief ich ihnen nach und mit Freudenthränen im Auge kehrte ich nach meiner Behausung zurück. Es war mir nicht möglich, heute den Vergnügungen nachzugehen, oder Besuche zu machen, so wehmüthig war ich gestimmt. Ich blieb zu Hause und dachte über mich und den eigentlichen Zweck meines Daseins nach, bis ich, vom Schlaf überwältigt, mich zur Ruhe legte.

Einige Tage später nahm ich von dem schönen Wien Abschied, beurlaubte mich bei meinen Bekannten und Freunden und ging zu meinem Regiment nach Steiermark, dessen Stab in Stadt Steier lag. Vom Dienst war ich in Folge meiner Wunden dispensirt, mußte aber nach kurzer Ruhe, zum Depot kommandirt, nach Venlo, um Montirungen zu holen. Als ich nach Düsseldorf kam, meldete ich mich bei dem in Bergischen Diensten stehenden General Marx, der früher Obrist des 7. Husaren-Regiments war. Aufträge, die ich an

den Gensdarmerie-Capitän von Lampinet von seinem Bruder hatte, waren für mich von großem Nutzen. Ich fand eine sehr humane Aufnahme und ließ mich gerne bereden, einige Tage zu verweilen. Da man aber als Soldat nie über sich und seine Zeit frei disponiren kann, mußte ich mir Erlaubniß vom General Marx und vom Brigade-General v. Damas holen. Diese Herren bewilligten denn, daß ich den Transport der Montirung und Waffen hier abwarten durfte. Zugleich erhielt ich mein Tractement und den **de conto** ausgezahlt und konnte nun anständig auftreten. O du mein Gott, war das ein Leben zu jener Zeit. Düsseldorf war sehr belebt, wozu die verschiedenen Gattungen Militärs nicht wenig beitrugen. Graf Beugnot war Minister und residirte im Hofjäger mit fürstlicher Pracht. Das Kaffeehaus Lacomblé war die **Réunion de beau Monde**, Alles fand sich dort ein, um des Lebens heiterste Seite zu gewinnen. In bunter Vereinigung fand man dort Offiziere aller Grade, Kaufleute und Künstler, die sich durch Conversation und Spiel bis spät in die Nacht amüsirten. Die Damen waren in Gesellschaft sehr liebenswürdig und gaben meinen reizenden Landsmänninen nichts nach. Sie folgten den französischen Moden und nahmen pariser Gebräuche an. Außer Wien, habe ich hier die schönsten Equipagen und Pferde gesehen. Das Stadttheater war sehr gut besetzt, es zählte ausgezeichnete Talente. An der Spitze stand der in der Theaterwelt rühmlichst bekannte Regisseur Wohl-

brück. Hier fand ich auch meinen lieben Freund Günther, der, nachdem er die Last als Schauspieler für's tägliche Brod, bei seinem Schwiegervater Nuht, abgeschüttelt, zum erstenmale selbstständig engagirt war. Er fühlte sich sehr glücklich als Mitglied, denn er war der Liebling des Publikums und doppelt glücklich als Gatte. Er hatte sich kürzlich mit einem blutjungen, aber schönen Mädchen verheirathet. Von den Mitgliedern lernte ich durch ihn folgende kennen: Ilenberger, Maske, Neukäufler, Schille, Krühling, Langerhans, Hausing, Müller (der schöne) und Bisler. Direktoren waren die Herrrn Kaufmann Winkelmann und Capellmeister Burgmüller. Eine interessante Bekanntschaft für mich war auch die des Polizei-Commissars Breitenstein, der gerade mit der Scenirung seines „Kapellmeister von Venedig" beschäftigt war. Ein sehr humaner Mann, der manche Scherze, die im jugendlichen Uebermuthe und fröhlicher Laune ausgeführt wurden, übersah, und nach Umständen auch sogar begünstigte.

Durch das tägliche Zusammensein mit den Mimen, erwachte wieder die Liebe zur Kunst und zu den — Künstlerinnen. Unter den Damen zeichneten sich besonders aus: Mad. Wohlbrück, Md. Schille, Md. Maske, und — nun halte fest mein Herz! eine Dem. Victorine Bisler! Diese hatte meine leicht entzündbare Liebesgluth zur Flamme angefacht. Aber ihre Löschanstalten waren mit Stolz und Kälte angefüllt, so, daß ich ihretwegen hätte verbrennen können. Was ein Mensch

in diesem Zustande wehmüthig=süßer Qual versucht, wurde von mir angewendet, aber vergebens!

Um mich zu zerstreuen, fing ich mit vier Damen zugleich eine Liebschaft an. Eine war auf die andere auch nicht eifersüchtig, obgleich ich immer in Gegenwart der Andern eine bog oder wegwarf, je nachdem ich ihre Gunst genoß. Sie lebten in Eintracht in einem — Spiel Karten! Ja, ich muß es gestehen, ich spielte Hazard und mit Glück. Diese Leidenschaft heilte mich von der andern und setzte mich dazu in den Stand, alle Vergnügungen mitzumachen und den noblen Kurmacher zu spielen.

Freund Günther arrangirte ein Ballet „Horiant und Gloska", worin sein liebliches Weibchen, Dilettanten, die Herren Tappermann, Schaff, Privattanzlehrer und der Sohn eines Conditors, Buschenbeier, so wie die in dem Hause des Conditors wohnende Dem. Bisler mitwirkten. In diesem Ballet nun, wurde ich ersucht, auch einen Part zu übernehmen. Umstände zu machen, wenn man sein Talent produziren soll, gehörte damals, wie jetzt, zum guten Ton, aber da half kein Einreden, ich mußte tanzen und ich tanzte herzlich gern. Das war aber auch eine Freude, damals nur die Proben mitzumachen. Das ganze Personal wirkte mit Lust und Eifer, stets das Ganze im Auge haltend und nicht mit Neid den Einzelnen verfolgend, der durch seine hervorragende Stellung sich der größern Theilnahme des Publikums zu erfreuen hatte. Neidhammel

mag es freilich auch zu jener Zeit gegeben haben, aber sie waren bescheiden genug, ihren Neid zu verbergen und thaten ihre Schuldigkeit mit fröhlichem Gesicht und unverkennbarem Fleiß.

Der feierliche Abend kam heran, das Ballet gefiel allgemein, aber ich machte kein Furore, wie ich es mir eingebildet hatte. Alle waren mir überlegen und brachten bessere Entrechat und Battiments zu Wege, als meine Husarenbeine es vermochten. Trotzdem mein Erfolg ein **Success déxtime** gewesen, ersuchte mich doch Freund Illenberger in „Pagenstreiche" den „Stiefel" zu übernehmen. Der jugendliche Liebhaber, Herr Maske, gab sich alle Mühe, mir die Rolle mundrecht zu machen, und nach wenigen Tagen war der Stiefel fix und fertig. Ich wurde mit Beifall überschüttet, schreibe diesen jedoch nicht meinem Spiele, sondern den vielen guten Freunden und Bekannten im Parterre zu. Den Beifall der Damen in und außer dem Theater errang ich stets in vollem Maße; doch glaube ich auch hier, denselben nicht auf Rechnung meiner Künstlerschaft setzen zu können, vielmehr galt er wohl meinem jugendlichen Feuer, meinem stets freundlichen Entgegenkommen, meiner Reiter-Bravour und ein klein wenig auch wohl meiner Uniform. Nebenbei machten mich auch wohl die Gerüchte, die über mich und meine Geburt im Umlauf waren, den Damen interessant. Man schob mir allerlei Väter unter und daß diese keine schlechten Jungens sein konnten, bewiesen mir die Aeußerungen man=

cher Schönen, die mir in vertrauter Stunde heimlich zuflüsterten: „o, wenn Excellenz nur wollten" — oder, „wenn Durchlaucht der Vater nur wüßten" — und dergleichen Phrasen mehr. Ich lachte natürlich darüber, aber je mehr ich ihnen ihren Verdacht aufzuklären strebte, um so größer fachte ich ihn an.

Meine Protektionen, mein Glück im Spiel, meine bessere Kleidung, mein mir durch die Bekanntschaften mit Schauspielern angeeigneter burschikoser Schliff, alles dies gab natürlich denjenigen, denen ich nun einmal nicht gleichgültig war, Stoff zum Nachdenken. Zuletzt nahm ich das Ding ruhig hin und dachte, laß sie reden, du bist Soldat und was nicht ist, kann werden. Genug, ich fühlte mich glücklich, denn ich war mit allen Schauspielern und Schauspielerinnen befreundet und führte ein Leben wie ein reicher Junker. Jeder Tag brachte mich am frühen Morgen schon in heitere Laune; denn wenn ich in meinem Logis in der Bolkergasse aufstand und zuerst ans Fenster trat, sah ich drei Knäblein, jung, schön, hold und weise, nämlich die drei Söhne des Direktors Wohlbrück, welche, gleich groß, in egaler Kleidung, Nankinhosen, übergeschlagenen Kragen, worüber das lange blonde Lockenhaar hing, ihre Mappen unterm Arm, in die Schule wandern. Diese freundlichen Knaben machten nicht allein einen guten Eindruck auf meine Stimmung, sie mahnten auch, daß es für mich Zeit sei, an die Arbeit zu gehen.

Einen Vorfall, der auf die damaligen Begriffe von

Ehre hinweist, kann ich nicht unerwähnt lassen. Es war Casinoball. Ein junger Kaufmann aus Barmen trat in den Saal und behielt seinen Hut auf. Der Adjudant des Generals Damas bemerkt es und schlägt ihm denselben vom Kopf. Der junge Mann blieb gefaßt und erwiederte auf diese Beleidigung nur die einfachen Worte:

„Wenn ich Militär wäre, würden Sie es nicht gewagt haben."

„Und warum nicht?"

„Weil Ihr Betragen dann nicht unbestraft bliebe!"

„Ich nehme an, daß Sie Militär sind, was werden Sie thun?"

„Ich fordere Sie auf Pistolen!"

„Das ist in der Ordnung," sagte der Adjudant, lud den Fremden ein, ungestört an dem Ball Theil zu nehmen und bestimmte den Platz, wo sie sich bei der ersten Morgenstunde treffen wollten.

Man scherzte, lachte und der Ball hatte seinen ungestörten Fortgang. Am andern Morgen wurde dem General rapportirt, sein Adjudant sei von einer Pistolenkugel getroffen, im Duell geblieben, sein Gegner sei ein junger Kaufmann aus Barmen gewesen.

Der General, traurig über den Verlust, erwiederte: „Der Mann aus Barmen soll ungehindert hier bleiben oder reisen, er handelte nach dem Gesetze der Ehre!"

Eines schönen Tages, als ich gerade in fideler Gesellschaft und bei der Flasche sitze, wurde ich abgeru

fen und mir eröffnet, daß ein Offizier, Namens Nippels, Morgen mit 50 Mann Rekruten und 50 Remontepferden hier durchkäme und nach Magdeburg zu meinem Regiment marschiere, ich sollte mich dem Trupp anschließen.

Nun war alle Herrlichkeit zu Ende! Abschied, Versicherungen ewiger Freundschaft, Thränen, Schwüre unverbrüchlicher Liebe und Treue, Alles wurde über Hals und Kopf abgemacht und die schönen Tage von Aranjuez waren vorüber!

In gedrückter Stimmung trat ich meine Reise an und diese wurde immer trauriger, je näher ich meine neue Umgebung kennen lernte. Rohe Bauernbengel und im Reiten so ungeübt, daß die Pferde bei unserer Ankunft gedrückt waren, was mir einen unangenehmen Empfang herbeizog.

Der Stab lag in Magdeburg, eine Schwadron in Barbi, eine in Schönebeck und unsere in der Neustadt. Meine Rekruten waren Deutsche, die kein Wort Französisch verstanden, was mir bei dem Excerzieren derselben viele Plage machte. Der Dienst war für mich sehr beschwerlich, zumal ich ihn von dieser Seite noch nie kennen gelernt. Ich wünschte meine Corporalschaft zum Teufel und suchte meine Wuth auf dem Fechtboden an irgend einem Kameraden auszulassen. Da ich erst **semestre** gewesen war, konnte ich nicht wieder um Dispensation bitten, was meinen Aerger vermehrte. Meine Erholungsstunden verlebte ich auf

dem Breitenweg in dem Kaffeehaus bei Josti, dasselbe Haus, worin auch das Theater war und noch heute ist. Einen Tag wie alle saß ich da und schaute nach dem, was auf der Straße vorging mehr, als nach dem in der Stube.

Vor dem Fenster war eine offene Bude mit einem Dach von grünem Wachstuch und unter dem Wachstuch saß ein Mädchen, welches Aepfel verkaufte. Dabei ist nun allerdings nichts Außergewöhnliches; aber daß das Mädchen eine Schönheit war, wo eine Mariane in Hamburg, oder eine Julie in Aachen, wie Nebelbilder gegen verschwanden, das war gewiß etwas Außerordentliches und der Beachtung werthes. Dieses weibliche Wunder war unter dem Namen „Appel-Dorchen" bekannt und Jeder schätzte sich glücklich, an ihrer Bude Obst zu kaufen und es mit dem zehnfachen Werth zu bezahlen, wenn er nur ein freundliches Lächeln dabei erwischte.

Nachdem ich lange genug den schmachtenden Adonis gespielt, faßte ich mir endlich ein Herz, legte einen Thaler auf eine Apfelsine und gestand ihr meine heiße Liebe. Sie gab mir heraus und ich empfing mit der Apfelsine zugleich ihr Herz. Eine Einladung, mit ihr am nächsten Sonntag den Sandkrug zu besuchen, setzte meinen kühnsten Wünschen die Krone auf. Unter den Versicherungen ewiger Liebe und Treue schieden wir am ersten Abend unserer Bekanntschaft. Jede freie Stunde wurde nun benutzt, um am Fenster Josti's

meine Angebetete zu beliebäugeln und zu bewachen. Ja, es ist wahr, je ärger meine Liebe zunahm, je größer wurde auch meine Eifersucht und wenn ich ihr Vorwürfe machte, daß sie diesen oder jenen zu freundlich behandelt, erwiederte sie: „mein lieber Theodor, das Geschäft bringt es einmal mit sich." Trotzdem hatte mir aber meine Hitze und unberufene Einmischung in ihr Geschäft zwei Duelle, mit einem Fourier und einem Tambour **maitre**, zugezogen. Als guter Fechter ging ich aber siegreich daraus hervor und erhielt als Minnelohn die süßesten Küsse von den schönsten Lippen, die jemals mein Mund berührt.

Wie stolz war ich, wenn ich Sonntags in Galla, links die Säbeltasche und Säbel und rechts meine Dore — Emilie wollte ich sagen — im Arm hatte. Oeffentlich mußte ich sie immer Emilie nennen, weil ihr der Name Dore nicht fein genug klang. Mit keinem Marschall von Frankreich hätte ich an einem solchen Tage getauscht. „Daß sie doch ewig grünend bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Aber der Soldat, zumal in Kriegszeiten, sollte nie eine ernste Liebschaft anfangen; denn er kann mit dem besten Willen nicht immer seinen Versicherungen treu bleiben.

Unerwartet bekamen wir Marschordre nach Stettin. Wir nahmen einen langen, bangen, wehmüthigen Abschied, schwuren uns, wie gewöhnlich, ewige Liebe und trennten uns nach mehreren seligen Stunden. Beim

Abmarsch begleitete sie mich so gut wie die übrigen Mädchen ihre Soldaten. Es waren so viele Frauenzimmer bei uns versammelt, daß die wenigsten Herrschaften an dem Morgen Kaffee bekommen konnten. Man muß aber nicht glauben, daß wir allein die Bevorzugten waren, nein, auch die Herren Offiziere konnten ihre zu verlassenden Geliebten bataillonsweise aufmarschieren lassen. Am Thor winkte man sich noch ein Lebewohl zu, und fort gings, der neuen Heimath zu.

Wir kamen nach Stettin; zwei Schwadronen kamen nach Küstrin in Garnison, wir wurden hier kasernirt, was mir neu, aber nicht angenehm war. Die Stallungen wurden von Bretter auf dem Friedrichsplatz gebaut. Der Dienst war sehr strenge; alle drei Tage kamen unsere Mannschaften auf Wache. Das tägliche Excerzieren und Manöveriren mit der Schwadron war mir lange nicht so angenehm, als mit einer schönen Tänzerin ein **Pas de deux** zu tanzen. Die Consige war für mich Erholung, wenn ich auch auf Ordonnanz oder zum Brief-Commando befohlen wurde. Mein Capitän, weil er beim Avancement übergangen ward, blieb auch nicht mehr so freundlich gegen mich und ließ seine Wuth gegen die armen Soldaten aus. Um meinen Verdruß zu vermehren, wurde ich wegen Dienstvergehen zu 8 Tage **Saal de police** verurtheilt. Um aber in dem Arrest vor Langeweile nicht zu verzweifeln, war unsere Unterhaltung auf folgende Weise eingetheilt:

Zum Frühstück putzen und dann — eingesperrt; Mittags excerzieren und dann — eingesperrt; Nachmittags excerzieren und dann — eingesperrt. So ging es fort, bis die Stunde der Erlösung schlug.

Eines Tages hatte ich eine Stall-Inspektion und ging zu meiner Erholung nach vollführtem Befehl zum Berliner Thor hinaus. Bei meiner Rückkehr wurde ich am Thor von der Wache, die aus Infanteristen, welche ja stets eine Pike auf Cavalleristen haben, bestand, angehalten. Es war nämlich in Oberwick zwischen Soldaten und Bauern Streit entstanden, wobei ein Husar einen Bauer schwer verwundet hatte. In Folge dieses Scandals war Befehl gegeben, jeden Husar, der herein käme, festzunehmen, um den Thäter zu entdecken. Es stellte sich natürlich meine Unschuld bald heraus, aber ich bekam doch einen derben Verweis über mein unzeitiges prominiren. Der Raufbold, der den armen Kerl so hart mißhandelt, war ein gewisser Faber aus der Eliten-Compagnie.

Nun lernte ich erst kennen, was der Garnisonsdienst bedeutete und wünschte sehnlichst den Felddienst zurück, wo man doch wenigstens einen Traum von Freiheit und Selbstständigkeit durchleben kann.

Die kleine Festung Altdamm, zwei Stunden von Stettin, war durch eine Compagnie Husaren und holländische Infanterie besetzt. Da die Husaren alle vier Wochen abgelöst wurden, kam endlich auch die Reihe an uns. Wir wurden dahin kommandirt und in eine

kleine schmutzige Kaserne einquartirt. Unsere Pferde wurden bei Bäcker und Brauer und wo es möglich war, untergebracht. Alle Abend wurden Piquetwachen von 10 bis 12 Mann und einem Brigadier ausgesendet. Bei einem solchen Streifzuge, wo ich die Wache commandirte, kamen wir an eine Papiermühle, wo der Herr derselben in Verzweiflung vor der Thüre stand, weil ihm ein Pferd gefallen und drei andere schwer erkrankt waren. Mir that der Mann leid; ich untersuchte das Heu, fand es dumpfig und kam auf die Vermuthung, daß es der Milzbrand sei, der die Pferde aufriebe. Ich wandte ein Palliativmittel mit der Hand an und hatte die Freude, die Pferde zu retten.

Als ich mich eines Abends auf der Wache, eine Viertelstunde von Altdamm, in einem Krug an der Straße von Golnow befinde, kam ein Husar mit der Meldung, die Patrouille hätte einen Wagen mit verdächtigen Menschen arretirt. Die Festung war geschlossen, man konnte nur mit Anbruch des Tages hinein kommen. Schnell setze ich mich auf und finde zwei Herren, zwei Damen und zwei Kinder, die das Verbot nicht gewußt hatten. Der eine Herr gab sich alle Mühe, französisch, vermischt mit lateinischen Floskeln, zu radebrechen, um seine Entschuldigung herzustammeln. Ich fragte sie auf deutsch, was sie zu dieser nächtlichen Excursion veranlasse? Bei diesen ihnen heimisch klingenden Tönen wollten Alle zugleich auf mich einsprechen, was ich mir aber verbat und ihnen dagegen den Vor-

schlag machte, mit nach dem Krug zu fahren, um dort zu übernachten, denn in die Festung dürfe und könnte ich sie nicht einlassen. Mein Anerbieten wurde in Erwägung gezogen und acceptirt.

Der eine Herr gab sich mir sofort zu erkennen; es war der Schauspiel-Direktor Franz Anton Heid, ein höchst origineller Mensch. Ein Mann, zu den Originalen gehörend, die man damals so häufig traf. Lange, hagere Figur; das Deutsche, mit lateinischen Brocken gespickt, sprach er mit sehr geziertem Ton und gegen Hochgestellte in devoter, gegen seine Untergebenen in herablassender Manier. Die Schnupftabaksdose spielte eine große Rolle bei seinen Bewegungen. Er pflegte zu sagen: „den Mann von Bildung kann man an der Art und Weise erkennen, wie er uns eine Priese anbietet.“ Wenn er nun sehr nobel sein wollte, nahm er eine Priese auf folgende Weise: das Taschentuch wurde ausgebreitet und mit der einen Hand über die feine Wäsche des Halses gehalten, während die andere Hand den Tabak nachlässig in die Nase warf. Nach Füllung derselben wurde das Tuch mit beiden Händen zusammengerollt und in die Tasche geschoben. Diese Procedur wiederholte sich alle zwei Minuten, wurde jedoch nur bei vornehmen Leuten angewendet, denn bei ordinären Leuten, sagte er, ersetzen die Hände das Schnupftuch vollkommen.

Sein Begleiter, ein Herr Teschner, welcher früher Kaufmann in Elbing und jetzt Schauspieler war, über-

raschte mich durch hübsche Persönlichkeit und sonorem Organ. Die Damen waren mit einer schönen, schlanken Figur begabt; beide trugen schwarze Kleider, Strohhüte und waren tief verschleiert. Die Kinder, ein Mädchen von 12 und ein Knabe von 4 Jahren, waren schnippische, muntere Rangen. Von allen interessirten mich die Damen am meisten, schon deshalb, weil die Eine sehr oft verstohlen den Schleier etwas lüftete und nach mir schielte. Diese Schielende hatte im Fluge mein Blut in Wallung gebracht, denn ihre schlanke Taille und ihr langes Lockenhaar ließen mich ungewöhnliche Reize vermuthen. Ich konnte den Augenblick unserer Ankunft in der Schenke kaum erwarten und als wir sie endlich erreicht, blieben die Schleier ungelüftet; man entfernte sich in das Zimmer gegenüber der Wachtstube und wünschte mir eine wohlschlafende Nacht. Der Henker auch, dachte ich, wer kann da schlafen!

Die Nacht war bald dahin und ich sollte die Damen schon verlassen, ohne in den Himmel ihrer Augen zu blicken? ich sollte bei meinem Abenteuer mit trockenem Munde abziehen? nein, Carl Theodor, hast du darum fast das halbe Register Leporellos erreicht, um bei zwei an der Landstraße gefundenen Damen in denselben einen Gedankenstrich zu machen?

Wie aber in später Nacht manöveriren, um den Anstand nicht zu verletzen? Gerade zu hinein gehen wollte ich nicht, denn trotzdem mein Don Juanblut gewaltig fibrirte, konnte ich doch die Damen stören und

das gab meine Galanterie nicht zu. Während ich so hin und her überlegte, was in so kritischer Lage zu thun sei, kam mir der Zufall zu Hülfe. Der kleine Knabe hatte aus menschlichen Gründen einen Gang ins Freie machen müssen und blieb bei seiner Rückkehr bei mir stehen, mich neugierig angaffend.

„Sind deine Eltern schon zu Bett, Kleiner?"

„Nein, wir haben kein Bett."

„Also sind sie schon zu Stroh?"

„He, he, sie warten noch auf mich! Ach, was hast Du für'n schönen Säbel," rief der Knabe und mit demselben spielend, hatte er ihn aus der Scheide gerissen und lief damit zu seinen Eltern. Ich verfolgte ihn und in einem Nu stand ich am Anfang meines Zieles. Die beiden Herren standen schon in Nachtkleidern, die eine Dame saß am Fenster und liebäugelte mit dem Monde, während die andere, indem sie gerade das kleine Mädchen zur Ruhe legte, mir auch die Rückseite zuwendete, es war die Schielende, es war der Gegenstand meines Monologes, also sie mußte sich zu mir wenden, damit ich mich in ihren Augen sonnen und daraus Hoffnung für meine Wünsche saugen könnte. Ich halte also meine Anrede an die Rückseite meiner Erwählten: „Bitte tausendmal um Entschuldigung" — „gleich, gleich," flötet die Liebliche — „daß ich es gewagt, sie so spät zu stören." — „Ich komme schon," sagte sie, drehte sich zu mir, und — o Schreck! o Schauder! eine alte, abgelebte Visage, die ihre ganze

Schönheit auf dem Rücken hatte. Ich brauchte lange Zeit, mich zu erholen und wollte schon mein Lager aufsuchen, als sie, die von mir bei Seite gesetzte, Mondbetrachtende, ihr Köpfchen zu mir wendete und mit ein Paar feuersprühenden, kohlschwarzen Augen mich festbannte. Was ich der Schielenden zu sagen mir vorgenommen, damit hätte ich Monate zugelangt, aber hier versagte mir der Mund den Dienst. Alle reizenden Wesen der griechischen Mythologie waren ihr gegenüber nichts. Ich glaubte, den Wonnebecher der Liebe schon gekostet zu haben, aber dieser Blick belehrte mich eines andern. Meine Verlegenheit schien ihr zu gefallen; sie ließ sich herab, durch eine majestätische Verbeugung mein Abschieds-Compliment zu erwiedern. Glücklicherweise ergriff der Direktor das Wort, reichte mir seine große Dose und sagte:

„Mon ami! bleiben Sie noch bei uns, schlafen kann ich doch nicht, ich werde mit Ihnen conversiren id est plaudern."

Die mir gereichte Priese, die in meiner Nase fürchterliche Ravage anrichtete, verursachte mir ein anhaltendes Niesen, wodurch ich zwar zur Besinnung kam, welches mich aber sehr genirte.

„Ihr Wohlsein!" tönte es von allen Seiten und gab mir Stoff zur weiteren Unterhaltung, deren Inhalt ich so ziemlich treu im Gedächtniß aufbewahrt. Die Personen mögen selbst sprechen:

Direktor: (schnupfend) Es ist schade, mein Lieber, daß Sie das rauhe Kriegerhandwerk treiben; möchten Sie nicht einen andern Stand erwählen?

Frau Direktorin: (die Schielende) Mein Gemahl hat Recht, angenehmer Freund! Sie haben Vorzüge, die Ihnen eine große Zukunft verheißen.

Direktor: (schnupfend) Man sagt zwar **propria laus sordet,** aber es gibt auch Ausnahmen, wo das Sprüchwort keine Anwendung finden kann.

Direktorin: Sie sollten Schauspieler werden.

Direktor: (schnupfend) Ja, meine Gemahlin hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Schauspieler müssen Sie werden, das ist der erste Stand der Welt. Sehen Sie, junger Mann, Professor Batzko in Königsberg und der Herr Etatsrath von Kotzebue, meine verehrten Protektoren, sagten auch zu mir: „Heidt, wählen Sie das Theater zum Schauplatz ihrer Thätigkeit; mit ihrem eminenten Talente müssen Sie Glück machen," und ich habe es gemacht. Diese goldenen Worte rufe ich Ihnen auch zu, indem ich hoffe, Sie vollkommen von der Nothwendigkeit überzeugt zu haben.

Ich hatte immer noch gehofft von ihr, die doch nur allein für mich existirte, ein freundliches Wort zu hören, aber vergebens. Als ich nun beistimmte und die Versicherung gab, daß ich Schauspieler sei und bereits in Brandenburg, Düsseldorf und andern Orten gespielt, wurde ich sofort als College begrüßt und das Gespräch nahm eine herzlichere Wendung. Der Direktor bot mir

Engagement an, Teschner und die Frau Direktorin redeten mir zu und auch die Stumme am Fenster gab ein Zeichen ihrer Zustimmung. „Sehen Sie," nahm der Direktor das Wort, „wir geben heute ein neues Stück: „Das unsichtbare Mädchen" von Kotzebue; sehen Sie Sich die Vorstellung an, wir wollen dann mit einander contrahiren."

Bescheiden erwiederte ich: „Sie kommen ja erst heute an, wie ist es möglich, daß Abends schon Vorstellung sein kann?"

„Mein lieber Mann," sagte Heidt, „das ist eine Kleinigkeit: das Podium ist vorher bestellt, die Zettel sind gedruckt und die Decorationen hängen wir in einigen Stunden auf."

Dagegen war nichts einzuwenden; ich bezeigte meine Bewunderung über diese praktische Einrichtung und man war zufrieden. Die alte Dame, die mich in ihr Herz geschlossen zu haben schien, meinte, ich müsse ein vortrefflicher Schauspieler sein, da ich so vernünftig über Theater spreche. Endlich brach auch die Jüngere das Schweigen und fragte mich, was ich für ein Fach spiele? „Liebhaber," antwortete ich, und der ersehnte Augenblick der Unterhaltung mit ihr war gekommen. Ich erfuhr, daß sie eine Polin sei, aus Liebhaberei mitspielte, keine Gage nehme, der Direktor nur die Verpflichtung hätte, für ihren Unterhalt zu sorgen und ihr Name Friederika Jeska sei.

Schwelgend in den reizenden Zügen, bezaubert von

den Tönen ihrer Silberstimme, untermischt von den krächzenden Accorden der Schielenden, die nicht von meiner Seite gewichen, war die Nacht vergangen und die Stunde der Ablösung schlug, um mich vor einer gänzlichen Auflösung zu befreien. Ich mußte Amors Fahne verlassen und Mars folgen. Wir nahmen Abschied, um uns am Abend in Thaliens Hallen wieder zu finden.

Wie ich in die Stadt kam, weiß ich nicht. Der Soldatenstand war mir so zuwider, daß ich sofort abgedankt hätte, wenn es möglich gewesen wäre.

Der Tag war mir bei dem strengen Dienst rasch vergangen und nun eilte ich ins Theater, wo, wie Heidt mir gesagt, „Das unsichtbare Mädchen" und „Der häusliche Zwist" aufgeführt wurde. Ich, als Eingeweihter, konnte auf der Bühne bleiben und daß ich diese Begünstigung zur Fortsetzung meines begonnenen Liebes-Romans benutzte, wird mir jeder ohne Schwur glauben. Nachts hatte ich die Polin nur in einem Mantel gesehen, aber jetzt stand sie vor mir in ihrer ganzen Glorie. Die Vorstellung ging sehr gut, man soufflirte abwechselnd hinter der ersten Coulisse und konnte auf diese Weise den Maulwurfshügel des Einbläsers entbehren. Es wurden drei Vorstellungen gegeben, die Einnahmen getheilt und dann nach Greifenhagen gereist, wo, wie der Herr Direktor sagte, die Gesellschaft complettirt werden sollte. Wir trennten uns, ohne eigentlichen Abschied zu nehmen, denn ich hatte fest ver-

sprochen, mich so bald als möglich bei ihnen einzufinden. Ich wurde mit meinem Commando wieder nach Stettin beordert und spielte nach wie vor Soldat, aber nicht mehr wie früher mit Lust und Liebe, mit Durst nach Thaten und Ruhm. Meine Uniform war mir zur Zwangsjacke geworden und diese Unzufriedenheit hatte auch meinen Charakter so verändert, daß ich ein förmlicher Raufbold wurde. Gelegenheit, meinen Ingrimm loszulassen, fand sich häufig und so auch eines Tages, als ein westphälisches Regiment durchmarschirte. Es ist nämlich Brauch, daß bei einem solchen Zusammentreffen, die Fechtmeister sich ein Assau geben. Es kamen Drei von dem Regiment in die Kaserne und fragten mit der größten Bescheidenheit, wo unsere Fechtmeister wären. Da ich zufällig der Angeredete war, erwiederte ich trotzig, ob sie nicht wüßten, daß das 7. Husaren-Regiment aus lauter Fechtmeistern bestehe. Die Antwort und der Ton, der sie begleitete, gefiel ihnen nicht; sie nahmen es als eine Provocation und ließen mich und mehrere Kameraden, die diesen schlechten Witz gut hießen, fordern. Wir kamen in einem Festungsgraben zusammen; es ward mit zwei Strohhalmen gelost, der lange Halm bedeutete krummen Säbel, der kurze **Demi es padron**, oder sogenannte Schläger, die auf Hieb und und Stich gelten. Ich war der Erste, der auf letztere Waffe mit einem Sergeanten los gehen sollte. Bei dem ersten Gang haut er mir den kleinen Finger der rechten Hand durch. Mein Gegner war zufrieden gestellt, ich

aber nicht. Von meinem Halstuch riß ich einen Streifen herunter, verband meinen Finger und bestand nun darauf, noch einen Gang mit krummem Säbel zu machen, weil ich glaubte, gegen einen Infanteristen im Vortheil zu sein. Aber mein früheres Soldatenglück hatte mich in Allem verlassen: ich bekam einen Hieb über das Gelenk des Armes, daß mir ein Knochen stark lesirt war. Man brachte mich ins Lazareth, verband die Wunden und erklärte sie als nicht gefährlich. Man hänselte mich, sagte, daß ich mir durch Renomage die zweite Schlappe zugezogen und die Schmerzen jetzt verbeißen müßte. Ach was Schmerzen, rief ich, komm her Martin, (ein Soldat der sich mit tätowiren etwas verdiente und als Reconvalescent im Lazareth war) komm und steche mir auf der Brust den Namen „Emilie" mit einem Kranz und Jahreszahl; und als er damit fertig war, entblößte ich den linken Arm und ließ mir einen Rebus „Cla" und unten eine „Ratte" (Clara) darauf einstechen. Bei dieser Execution rauchte ich gemüthlich meine Pfeife, lachte und scherzte und erzwang mir dadurch den Beifall meiner Kameraden. Brust und Arm schwollen hoch auf, die Namen aber blieben, als ewiges Denkmal jugendlicher Tollheit, an meinem Körper.

Ich wurde hergestellt und meldete mich gesund.

Dienste konnte ich nur ohne Waffen thun, weil mir an der linken Hand der Mittelfinger fehlte, an der rechten Hand war ein Finger steif, dabei eine kaum zu überwältigende Schwäche; ich mußte daher um meinen

Abschied einkommen. Ich erhielt mein **Congé de reform,** sollte aber fleißig Rekruten einüben.

Ich benutzte meinen Abschied, ging aber nicht zum Depot, sondern nach Stargardt. Am Thor wurde ich angehalten und mußte mich bei dem General Tauenzien melden. Ich sprach offen, daß ich für den Krieg untauglich und zum Depot-Soldaten keine Lust hätte, daß ich mir mein Brod als Tanzmeister anständig verdienen könne und ihn um seinen Schutz bäte. Mein freimüthiger Ton gefiel dem General; er bewilligte meine Bitte und schenkte mir noch 10 Thaler Reisegeld. Wer war froher als ich! die drückenden Bande waren gesprengt; ich war frei wie der Vogel in der Luft!

In Stargardt befand sich die Gesellschaft des Hrn. Riesam, die sich eines vortheilhaften Rufes erfreute. Unter den Mitgliedern fand ich einen Bekannten, den Schauspieler Brexendorf, dessen Vater ich von Brandenburg aus kannte, wo derselbe Mechanikus war. Er nahm mich freundlich auf und redete mir Muth zu, um mich wegen Engagement an den Direktor zu wenden. Ich muß gestehen, daß !ch zum ersten Mal in meinem Leben die Courage verloren hatte. Im Soldatenanzug mich als Schauspieler vorstellen, machte gewiß keinen guten Eindruck und doch fehlten mir die Mittel, mich bürgerlich zu kostümiren. Meine Reise fortsetzen konnte ich auch nicht, also mußte ich, wie ich da war, den schweren Gang zu dem Direktor machen. Mit militärischem Anstand und klopfendem Herzen trat ich in das

Zimmer. Der Direktor und seine Frau saßen beim Frühstück und fragten mich sehr herablassend, was ich wünschte. „Herr Direktor,“ stammelte ich, „ich bin Schauspieler und suche Engagement.“

„Wo waren Sie engagirt?“

Ich nannte die Bühnen, wo ich Proben meines Talentes abgelegt, daß ich aber bis jetzt durch Militärdienste verhindert gewesen wäre, mich zu vervollkommnen.

„Ich habe eine große Gesellschaft und kann keine neue Subjecte placiren, will aber sehen, was zu machen ist,“ lautete die Antwort.

Während dieser kurzen Unterredung war es mir nicht entgangen, daß die Frau Direktorin ihrem Manne so gewisse Blicke geschleudert. Was diese eigentlich sagen sollten, verstand wohl der Herr Gemahl allein; ich legte sie aber günstig für mich aus und hatte mich nicht geirrt. Als ich mich beurlauben wollte, sagte die Dame: „bleiben Sie noch einen Augenblick,“ nahm ihren Gatten bei Seite und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er nickte ihr beifällig zu, wendete sich zu mir und sprach: „Meine Frau feiert heute ihren Geburtstag, die ganze Gesellschaft ist dazu eingeladen, wollen Sie auch unser Gast sein?“

Freudig nahm ich die Einladung an, dankte für die mir zu erweisende Ehre und empfahl mich Ihrem fernerem Wohlwollen.

Einen jungen Mann, Franz Glück, der sich besonders für mich interessirte, suchte ich auf, um ihm den

Erfolg meiner ersten Visite mitzutheilen. Er hatte guten Muth und begleitete mich Abends zu dem Feste. Bei meinem Eintreten kam mir die Frau Direktorin, eine sehr gebildete Dame, aus Straßburg gebürtig, entgegen und stellte mich den übrigen Gästen vor. Hier lernte ich von den Schauspielern folgende kennen: Herr Jenke, ein genialer Künstler, der, wenn sein Körper den Vorzügen seines Geistes entsprochen hätte, gewiß neben einem Devrient würde genannt werden. Herr Moller, ebenfalls ein eminentes Talent im Fach der Liebhaber und Helden; schöne Persönlichkeit auf der Bühne und sonores Organ. Herr Federsen und Frau, Lieblinge des Publikums.

In Gesellschaft dieser Künstler fühlte ich mich glücklich aber nicht heimisch, denn mein richtiges Gefühl sagte mir, wie weit ich noch vom Ziele sei, um nur annähernd Einen zu erreichen. Daß der wahre Künstler im gewöhnlichen Leben liebenswürdig sein muß, lernte ich hier schätzen und in späteren Jahren vergessen.

Ein anderer junger Mann, Namens Sperber, ist mir deshalb nicht aus dem Gedächtniß gekommen, weil er an dem Abend ausgelassen lustig durch seine Scherze die Anwesenden in die heiterste Stimmung versetzte — den andern Morgen durch Kohlendampf erstickt, todt in seinem Bette gefunden wurde.

Im Verlauf des Abends hatte mir die Direktion ein Engagement für kleine Rollen mit einer guten Gage angeboten. Ich refüsirte aus dem einfachen Grunde,

weil ich neben den vorhandenen Künstlern in einem Fach nicht bestehen konnte und auf der andern Seite, mit Nebenrollen meine Zeit nicht vergeuden wollte.

Der Direktor fand meine Ansicht sehr vernünftig, gab mir einige gute Lehren und bot mir seine Protektion an. Franz Glück kam im Auftrage der Frau Direktorin zu mir, um mir meine Uniform abzukaufen. Sie hatte mit mehreren Mitgliedern überlegt, wie mir wohl auf eine zarte Weise Geld anzubieten wäre, denn erstens konnte ich mich in dem Anzug nicht als Schauspieler creiren und zweitens mußte ich Reisegeld haben. Da war man denn auf den Gedanken gekommen, meine Uniform für 60 Thlr. zu kaufen. Diese Summe hatten die Mitglieder zusammengeschossen und wurde mir sofort bei der Anfrage eingehändigt. Ich vertauschte nun den Soldatenrock mit dem bürgerlichen Frack, zog schwarze Hosen und Seidenweste an, setzte einen Hut auf und glaubte nun fertig zu sein. Brexendorf und Glück fielen nun aber über meinen Zopf her und wollten ihn durchaus entfernt wissen. Wüthend schrie ich:

„Was macht Ihr, wollt Ihr mir meinen Apendix, des Mannes schönste Zierde, rauben? Soll ich mit kurzgeschorenem Haar, als Galeerensträfling herumlaufen?“

Glück bat mich um eine kurze Geduld, ging zu einem Friseur und brachte mir drei Perücken zur Auswahl. Eine schwarzgelockte hatte meinen Beifall und ihr zu Liebe fiel mir der Ueberfluß — wie sie sagten — hinten

weg. Nicht ohne Wehmuth betrachtete ich ihn, der stets auf das sorgfältigste von mir gepflegt ward, der so manche Abenteuer mit mir standhaft durchgemacht und nun für immer von mir geschieden war. Als sie ihn mir abgeschnitten hatten, warf ich ihn in eine Ecke, um ihn nie wieder zu sehen und stürzte aus dem Zimmer, um mich in freier Luft von dieser Execution zu erholen.

Meine Umwandlung fand allgemeinen Beifall. Jeder beeilte sich, wo es fehlte, noch ein Stückchen zur Vervollständigung meiner Garderobe zuzufügen und gab mir beim Abschied die aufrichtigsten Glückwünsche für mein ferneres Wohl. Meine Freunde hatten auf meinen dringenden Wunsch den Aufenthaltsort des Directors Franz Heidt erforscht; er war in Greifenhagen. Glück, der unermüdliche Freund, brachte mir diese fröhliche Nachricht zum Abschied und machte mir darum die Trennung leichter. Leider starb dieser brave Junge, wenige Monate nachher, an einer nervösen Krankheit, tief betrauert von Allen, die ihn näher gekannt.

In Greifenhagen angekommen, drängten sich mir wieder einige Reflectionen auf: wird der Direktor dich engagiren? wird sie, die du anbetest, dich freundlich bewillkommnen, wenn sie bemerkt, daß er dir fehlt? Es mag jetzt komisch klingen; aber ich gebe die Versicherung, daß man damals von jeder Eroberung einen großen Theil seinem Zopf zu verdanken glaubte. Was half's, verloren ist verloren, tröstete ich mich

und befand mich, ohne es zu wissen, an einem Hause, vor dem ich instinktmäßig stehen blieb und den Hausknecht fragte, ob hier der Herr Schauspieler wohne?

„O, Se ment denn Komödiantenmeister, jo de wahnt hier in dässe Stuw!“

Wirklich stand an der Thüre auf einem Stückchen Papier ganz deutlich: „Theater-Bureau.“ Ich klopfte, man ruft „herein!“ und ich stehe inmitten des ganzen Personals. Man probirte „Kurt von Spartau“ und gab mir einen Wink, mich ruhig zu verhalten. Keiner schien mich gleich zu erkennen und ich fand dadurch Gelegenheit, die alten und neuen Mitglieder näher zu betrachten. Die Damen machten Filetarbeiten, strickten wollene Strümpfe und lasen ihre Rollen durch. Die Herren hatten gerade eine Ensemblescene zu probiren und der Herr Direktor arrangirte mit wichtiger Miene die Stellungen.

Die mir von früher Befreundeten sahen mich verstohlen an, flüsterten, aber wagten nicht ihren Vermuthungen Worte zu geben. Ein Gottesurtheil sollte eben durch einen Zweikampf entschieden werden; der Herold forderte den geharnischten Ritter auf, seinen Namen zu nennen, als Frl. Jeska die Scene mit dem Ausruf: „es ist Müller!“ unterbrach.

Entzückt, gerade von ihr zuerst erkannt worden zu sein und da die Probe doch nun einmal gestört war, antwortete ich mit Jaromir: „Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge, bin's, den jene Wälder kennen —“ „und

den Künstler Bruder nennen," unterbrach mich Teschner, indem er auf mich zukam und mich den Andern vorstellte. Also wirklich unser lustiger Unteroffizier, unser Amicus von Altdamm, räusperte der Direktor. Sein Sie mir in dem geweihten Kreis meiner Kunstjünger willkommen! Er bot mir eine Priese, warf sich selbst eine starke Portion in die Nase, stellte sich in die dritte Position und sprach mit Salbung:

„Meine Herrschaften, fortgefahren mit der Probe!"

„Nicht doch," unterbrach ihn die Frau Direktorin, „wir haben das Stück oft genug gespielt, es wird wohl ohne Probe gehen."

„Ja wohl, ja wohl!" erscholl es von allen Seiten und der Direktor setzte hinzu: „so lese Jeder seine Rolle zu Hause noch einmal durch". Alle entfernten sich, bis auf die Direktorin und Frl. Jeska. Man bot mir, ohne daß ich nöthig hatte darum zu ersuchen, sofort ein Engagement an und gab mir Kost und Logis im Hause der Direktion.

Frl. Jeska meinte, sie habe es wohl gewußt, daß ich nachkommen würde, aber so gänzlich verändert, das schien ihr höchst ergötzlich. O weh, dachte ich bei mir, die stichelt auf den Zopf und suchte alle Wendungen zu nehmen, um ihr meine Ansicht von hinten zu benehmen. „Ich finde, daß Ihnen dieser Anzug schöner steht, als die Uniform", warf die Schielende dazwischen. „Und der schöne schwarze Lockenkopf," nahm Frl. Jeska wieder das Wort, „ach, wer doch eine Locke von Ihnen

als Siegeszeichen aufzuweisen hätte." Mir wurde siedendheiß, aber ich dachte, es ist besser auf den Scherz einzugehen, als sich beschämt zurückzuziehen. Mit ächt theatralischer Würde warf ich mich ihr zu Füßen und sprach im höchsten leidenschaftlichen Affect:

„Eine Locke wolltest Du als Siegeszeichen, o wie arm ist diese Forderung. Wer in Deinen Banden schmachtet und sich nach Erhörung sehnt, der legt das ganze Haupthaar gerne Dir zu Füßen?" Dabei überreichte ich ihr meine Perücke und spielte mich durch diesen Scherz wirklich in ihr Herz hinein.

Die Gesellschaft hatte sich vergrößert, denn außer den Genannten traf ich noch die Herren: Hafner, Schmid und Winter und eine Dem. Meyer. Man gab größere Stücke, als: „Clara von Hoheneichen", „Organe des Gehirns" u. A. m.

Mein erstes Debut war ein Solo in Holzschuhen und die Rolle des Fritz in „Vier Schildwachen auf einem Posten." Ich gefiel dem Publikum und besonders meiner Frederica Jeska, worauf ich den größten Werth legte.

Die kurze Schule, die ich in Stargardt durchgemacht, stimmte mich jedoch zu ernstern Betrachtungen über mich und meine Kunst. Ich fand immer mehr, daß die deutsche Sprache Schwierigkeiten darbot, die ich früher nie so beachtet. Hemmend trat es mir jetzt besonders entgegen, daß ich nicht deutsch lesen konnte und mir jede Rolle mit lateinischen Lettern abgeschrie-

ben werden mußte. Meine beste Lehrmeisterin war die Liebe. Um mich nicht foppen zu lassen, studierte ich mit eisernem Fleiß und überwand Hindernisse, die mir bei einem trockenen Lebenswandel unübersteigbar gewesen wären.

Die Reise ging von hier nach Schwedt a. d. Oder, wo auf dem Rathhause eine Bühne erbaut wurde. Das Verhältniß gefiel mir besonders deshalb, weil ich mit Frl. Jeska immer bekannter und vertrauter wurde. Ich war der Cicisbeo der Frau Direktorin und meiner Geliebten. Das Ding ging eine geraume Zeit ganz vortrefflich, ich schwebte im dritten Himmel, bis die Eifersucht meiner Holden sich regte und ich dann auf die Erde fiel. Das Personal vermehrte sich hier wieder um zwei Mitglieder, Herr und Frau Vetterlein. Er wurde Regisseur, leitete die Proben mit Pedanterie, war aber sonst ein recht wackrer Schauspieler und ein freundlicher, aller Welt gefälliger Mann. Nebenbei kratzte er recht artig Violine, hielt auf Anstand, ging immer in reinen hirschledernen Hosen und trug eine silberne Uhr, die er fleißig hervorzog. Seine Frau, eine hübsche Blondine, die durch ihr einnehmendes Wesen alle Herzen eroberte, war gleichfalls recht brav im Fach der muntern Liebhaberinnen. Wäre meine Brünette nicht so aufmerksam gewesen, dieser Blondkopf hätte mir gefährlich werden können.

In „Clara von Hoheneichen" wurde mir die Rolle des Knappen Ullo zugetheilt. Um eine Probe meines

Fleißes zu geben, studirte ich dieselbe Wort für Wort. Bei einer Scene, die ich mit einem andern Knappen hatte, stieß mir ein grober Fehler auf, den ich aber gewissenhaft verbesserte. Mein Stichwort war: „Wir brennen und sengen eure Veste nieder!" worauf ich erwiedern sollte: „Was thut's, mein Ritter läßt sich eine neue Veste bauen." Das „bauen" wollte mir nicht gefallen, denn ich dachte, der Schneider baut nicht, er macht. Mit einem gewissen Stolz, daß ich es herausgefunden, komme ich in die Probe und spreche bei der erwähnten Scene dreist und laut: „Was thut's, mein Ritter läßt sich eine neue Weste (Veste) machen." Aber, o Jammer! statt belobt zu werden, brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus. Der Regisseur läßt mich nochmals den Satz wiederholen und belehrt mich dann, daß eine Veste nicht gemacht, sondern gebaut werde. Das Lachen hatte mich ärgerlich gemacht und ich rief wüthend: „dann müssen Sie Veste auch mit einem F. schreiben." Neues Gelächter wurde mir zu Theil, aber auch zugleich die Ueberzeugung, daß V kein W ist.

In dem benachbarten Veraden lagen preußische Husaren, das Offizier-Corps hatte Vetterlein und mich zu einem Frühstück eingeladen. Es wurde viel gelacht und stark getrunken. Im Uebermuth fröhlicher Laune stellten unsere Wirthe sämmtliche Uhren zurück, damit wir uns versäumen und unser verspätetes Erscheinen bei der Abend-Vorstellung eine kleine Confusion her-

beiführen sollte. „Organe des Gehirns" wurde gegeben, worin Vetterlein den Helfenstein und ich den Peter Gottof spielen mußten. Um 6 Uhr sollte das Theater beginnen und wir saßen noch wohlgemuth und unbekümmert bei der Flasche. Plötzlich stürzt ein Offizier herein und mahnt uns zum Aufbruch, wenn wir noch zur rechten Zeit in der Stadt sein wollten. Es ist jetzt 6 Uhr, sagte er, wenn Sie ein Paar Schwadronpferde besteigen wollen, können Sie in einer halben Stunde an Ort und Stelle sein. Daß wir keinen gelinden Schreck bekamen, läßt sich denken und besonders der pedantische Regisseur. Die Pferde wurden vorgeführt, wir schwangen uns hinauf und fort ging es über Stock und Stein. Unterwegs sah ich erst, daß Vetterlein gar nicht reiten konnte, er hielt sich am Sattelknopf; ich nahm die Zügel seines Pferdes und so gings im sausenden Galopp bis auf den Marktplatz. Der arme Vetterlein war ganz zerschlagen, hatte seinen Hut verloren, bekam vom Direktor eine lange Nase und mußte seine ganze Rolle sitzend spielen, weil er wirklich weder Arm noch Fuß rühren konnte. Das Publikum hatte beinahe eine Stunde auf uns warten müssen.

Die Gesellschaft ging nach Wriezen a. d. O., wo wir brillante Geschäfte machten, trotzdem ein sehr gutes Liebhabertheater da war. Ich hatte das Glück, dem Publikum besonders zu gefallen und war bereits auch der Frl. Jeska's erklärter Audorateur. Trotz dieser eingegangenen Verbindlichkeit war ich aber doch nicht

blind für andere Reize. Durch einen Freund ward ich mit einer sehr liebenswürdigen Familie bekannt. Die Dame des Hauses war eine frühere Schauspielerin, eine Mad. Schubert, geschiedene Frau des Schauspielers Hartmann. Sie hatte der Bühne entsagt und eine Mädchenschule angefangen. Obwohl die Frau äußerst zuvorkommend war und auch einen Sohn, Alexander, hatte, so waren es doch nicht diese Beiden, die die nöthige Anziehungskraft für mich hatten, vielmehr ihre beiden Töchter, wovon Auguste 15 und Eulalia 14 Jahr alt waren. Wer aber glaubte, durch frivole Reden und Vertraulichkeiten zu reusiren, der irrte gewaltig; nur durch den höchsten Anstand und bescheidenes Betragen konnte man die Gunst dieser Familie gewinnen. Unter diesen Umständen sah ich nichts Böses darin, daß ich täglich meine Besuche wiederholte.

Meine Jeska dachte anders. Sie fing an, mich mit Eifersucht so zu plagen, daß ich der Fesseln überdrüssig, mich der Familie empfahl und **sans adieu** meiner Othellin durchbrannte.

Willenlos ging ich zum Thor hinaus und stand auf der Chaussee nach Tangermünde.

Also nach Tangermünde, flüsterte mein Genius und ich setzte dahin meine Wanderung fort. Ich traf die Gesellschaft des Hrn. Direktor Reitzenstein, fand ihn selbst aber erst nach langem Suchen in seiner Behausung. Da er unverheirathet war, wurde ich nicht erst gemeldet und konnte gerade zu gehen.

Ich klopfe, keine Antwort! ich klopfe stärker, und eine Stimme, schnarrend wie ein spandauer Wollrad, ruft herein! Ich trete in's Zimmer, sehe nichts als herumliegende Rollen, Bücher, Noten, alte Garderobe, Ueberreste von Lichtern u. s. w. und will schon wieder umkehren, als dieselbe Stimme mir zuschnarrte:

„Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche zu dem Herrn Direktor Reitzenstein," erwiederte ich höchst bescheiden und kleinlaut.

„Der bin ich!" springt aus dem Bett, im vollständigen Kostüm, knallrothe Wangen, schwarzgemaltem Schnurrbart und das ganze so voll Federn, daß ich den Augenblick nicht wußte, ob sein Anzug, der des Papageno sein sollte, oder einer spätern Zeit angehörte. Er entschuldigte sich, er habe gestern den Grafen Benjowski gespielt und sei erst spät ins Bette gekommen. Mein Wunsch um Engagement wurde gewährt und mir fünf Thlr. per Woche bewilligt. Als ich einem Collegen meinen Vertrag mittheilte, meinte dieser, ich hätte auch 10 Thaler per Woche fordern können, bekommen würde ich sie doch nicht. Die Gesellschaft war sehr klein und bestand nur aus den Herren Nagel, Schmidt und Lang und den beiden Schwestern des Herrn Direktors.

Nach jeder Vorstellung gab er immer noch **„Ombre chinoise"**, von seinem Vater, dem älteren Herrn von Reitzenstein, arrangirt.

Mein Direktor klagte mir eines Tages, daß er einige junge Damen brauchen könnte und fragte mich,

ob ich keine wüßte. O ja, sagte ich, ich weiß zwei liebenswürdige Mädchen, die sich gewiß sehr freuen würden, aber ich müßte selber kommen, sonst nützte es nichts.

Mein Sporenmann — er trug immer Sporen und legte sie sogar im Bette nicht ab — proponirte einen Ritt nach Wrietzen, um die beiden Schönen zu sehen. Da ich inzwischen erfahren, daß Heidt nach Oderberg gereist war, konnte ich ohne Gefahr den Besuch wagen und willigte deshalb ein. Zwei Fleischer, seine Zechbrüder, hatten ihm ihre Rosinanten versprochen und so sollte am andern Morgen die Reise vor sich gehen. Aber, o Schicksal! als ich mich um 4 Uhr einfinde, war nur ein Pferd zu unserer Disposition, das andere war lahm geworden. Was war zu thun? zurück konnte ich nicht bleiben; ich machte meinem Direktor in der Noth folgenden Vorschlag: wir wollen abwechselnd eine Meile reiten und eine gehen und allemal im Wirthshause den andern erwarten. Er war damit einverstanden und ich ließ ihm als Respektsperson den Vorritt. Nachdem er eine Meile so zurückgelegt, setzte er die Reise auf Schustersrappen fort und ich auf meinem Gaule. Als ich nun so dahinritt, kamen mir allerlei Gedanken, mich packte die Sehnsucht, ich packte die Zügel, der Gedanke, sie bald wieder zu sehen, spornte mich und ich mein Roß. Gedanke und Entschluß war eins; ich schlage einen Seitenweg ein und sprenge im Gallopp nach Wrietzen. Den Damen, die höchst erfreut waren, mich wiederzusehen, flunkerte

ich etwas von einer Vergnügungstour vor und hatte mich recht gemüthlich eingerichtet, als Abends mein Direktor todtmüde in das Zimmer trat. Er machte mir bittere Vorwürfe; ich entschuldigte mich, daß ich den Weg verfehlt.

Als er nun gar den jungen Mädchen den Antrag machte, sie zu engagiren, fragte die Mutter, wie er nur glauben könnte, daß sie jemals ihre Einwilligung dazu geben würde.

„Müller hat es mir gesagt,“ entschuldigte sich Reitzenstein.

„Entschuldigen Sie, Sie haben mich nur gefragt, ob ich zwei hübsche Mädchen wüßte, und daß ich die weiß, davon haben Sie Sich gewiß jetzt überzeugt. Hätten Sie gefragt, ob Sie auch Schauspielerinnen wären, würde ich es bestimmt verneint haben.“

Madam Schubert und die Töchter lachten herzlich und mein Herr Direktor mußte am Ende noch gute Miene zum Spiel machen.

„Wir wollen nun die Rückreise antreten, aber wie?“ sagte er.

„Das ist doch einfach: Sie reisen per Post und ich besteige den Klepper.“

Was wollte er machen? Er fuhr ab und ich bestieg meinen Fleischergaul. Unterwegs fiel es mir aber ein, meinen verlassenen Direktor Heidt in Oderburg zu besuchen, weshalb ich auch den Weg dahin einschlug, ohne mir selbst Einwendungen zu gestatten.

Ich wurde mit offenen Armen empfangen; meine Jeska war die Liebenswürdigkeit selbst, schenkte mir eine goldene Uhr und einen dito Siegelring, als Zeichen inniger Versöhnung. Der Direktor wollte für Greifswald noch einige Personen engagiren und hieß mich deshalb sehr willkommen. Ich versprach, bei Reitzenstein gleich zu kündigen und dann einzutreffen. Als ich nach Tangermünde kam, war mein Direktor sehr übler Laune. Der Streich, den ich ihm gespielt, war bekannt geworden; überall wurde er gehänselt und deshalb machte er seinem gereizten Gefühl bei meiner Ankunft Luft. Wir geriethen in einen harten Wortwechsel, wobei er äußerte: „wir sind nicht verheirathet, Sie können gehen, wenn Sie wollen.“ Diese augenblickliche Entlassung benutzte ich, machte „kehrt“ und trat sogleich meine Rückreise an. In Oderburg spielte ich noch einige Abende und reiste dann mit der Gesellschaft nach Friedland (Märkisch).

Eines Abends, es war gerade zur heiligen Weihnachtszeit, wurde mir eine Christbescheerung eigner Art zu Theil. Ein Herr und eine Dame, die spät mit der Post angekommen, fanden nicht sogleich ein Quartier, um ihre vom Frost erstarrten Glieder zu erwärmen. Mich führt mein Weg nach meinem Hause bei der Post vorbei; ich höre das Lamento der armen Frau, trat heran und bot ihr für diese Nacht mein Bett an. Der Herr nahm das Anerbieten dankbar an und folgte mir mit seiner Frau, ohne mich je im Leben gesehen zu haben. Nachdem ich für ihre Bequemlichkeit nach besten

Kräften gesorgt, machten wir nähere Bekanntschaft und ich erfuhr, daß meine Gäste Carl Gerlach und sein schönes junges Weibchen waren, eine geb. v. Wismar. Sie kamen vom Direktor Aresto, der in Güstrow spielte. Diese zufällige Bekanntschaft war mir für die Folge von großem Nutzen, ich habe mir dadurch einen langjährigen Freund erworben und seinem Umgang viel zu danken.

Unsere Zeit war abgelaufen und die Zurüstungen für Greifswalde wurden in Angriff genommen. Mir wurde das Amt eines Quartiermeisters übertragen und zu dieser Reise ein Pferd gemiethet.

Ich ritt über Anclam, wo ich gerade zeitig genug ankam, um mich am **Table d'hôte** zu betheiligen. Nach dem Essen proponirte ein anwesender Herr ein kleines „Schnittchen" und da die Gäste alle ziemlich annimirt waren, gingen sie darauf ein. Ich wollte nicht allein zurückbleiben, pointirte fleißig mit und verlor meine ganze Baarschaft. Nachdem der letzte Groschen fort war, kam ich erst zur Besinnung. Nicht allein, daß ich mein Essen nicht bezahlen konnte, ich hatte nicht einmal so viel übrig behalten, um dem Hausknecht für die Besorgung meines Pferdes ein Trinkgeld zu geben. Ich schämte mich und versprach dem Wirth, bei meiner Rückkehr meine Schuld abzutragen.

Diese Noth war glücklich überstanden, aber es hatte geglatteist und mein Pferd war nicht scharf beschlagen. Mit Ingrimm im Herzen über meinen Verlust, mußte

ich absitzen und mein Pferd zwei Stunden führen. Ich war wüthend über diese Unannehmlichkeiten und faßte den Entschluß, bei einem Gutsbesitzer, der an der Straße wohnte, einzusprechen. Ich gehe hin, gebe mich für einen französischen Weinreisenden aus und gebe vor, meine Börse verloren zu haben. Er war human genug, mir Geld anzubieten, aber ich dankte und bat ihn nur, mir mein Pferd schärfen zu lassen, wozu er sofort Befehl ertheilte. Abends kam ich nach Greifswalde, stieg bei dem Gastgeber Meisener (Großvater des Hofschauspieler Meisener) ab, ruhte aus und besorgte am andern Morgen meine Geschäfte. War nun auf der Reise alles fehlgeschlagen, so ging es hier desto besser. Ich nahm 300 Thlr. auf das Abonnement auf und reiste zurück, froh, das erste wichtige Geschäft, welches mir bei der Bühne übertragen war, so zur Zufriedenheit meiner Direktion besorgt zu haben. Die Geschäfte gingen sehr gut; Gerlach und Frau waren auch engagirt und unser Freundschaftsbund ward immer inniger. Er entdeckte bei mir eine schöne Stimme und wendete alles an, mich für den Gesang auszubilden. Unterstützt wurde er in seinem Vorhaben noch durch den Stadt-Musik-Direktor Are-Lallement (dessen Bruder Oberst des 4. Kürassier-Regiments war). Dieser ließ mich fleißig singen, bildete meine Stimme und sorgte dann dafür, daß ich mich öffentlich konnte hören lassen.

„Fanchon das Laiermädchen" wurde einstudirt und mir die Partie des Abec zugetheilt. Dieser erste Ver-

such fiel so glücklich aus, daß ich noch den Masferu im „Opferfest" und den Leporello in „Don Juan" mit Beifall sang.

Eines Tages kam meine Jeska, die immer für mich besorgt war, beschenkte mich, entzückt über meine Erfolge als Sänger, reichlich und schlug mir eine Spazierfahrt vor. Ich war damit zufrieden und wir fuhren nach Stralsund. Unterwegs schmeichelte sie meiner Eitelkeit, sagte, es sei nicht gut für mich, bei so einem kleinen Verhältniß zu bleiben, mein Talent würde sich bei grösseren Bühnen Geltung verschaffen, wenn ich nur die nöthigen Mittel anschaffte, um eine Kunstreise antreten zu können.

„Ja, ja," sagte ich, „Armuth ist die schwer zu überschreitende Brücke, die ein feindliches Geschick hemmend zwischen uns und unsere Hoffnungen geschlagen."

„Da muß man sich einen Begleiter suchen, der Vermögen hat, das Brückengeld zu bezahlen!" erwiederte sie und fuhr dann fort: „Wie hast Du überhaupt über Deine Zukunft gedacht; glaubst Du ewig in einem Liebesverhältniß Dich glücklich zu fühlen, oder hast Du Lust mich zu heirathen."

Obgleich ich etwas überrascht von ihrer feierlichen Stimmung war, so schien mir doch ihr Antrag sehr vernünftig, zumal sie nicht unbemittelt war und sogar in Posen ein eigenes Haus besaß.

In Stralsund angekommen, ging sie mit mir zu einem Notar, legte ihre Papiere vor; von mir wurde

nur der Eid gefordert, noch keine Verbindung eingegangen zu sein und die Formalitäten zu unserer Verbindung waren geordnet.

Am andern Morgen führte ich Jeska als meine angetraute Frau nach Greifswald zurück. Moral: „Man muß als Junggesell keine Spazierfahrt machen."

Als 19jähriger Ehemann wußte ich mir ein ernstes Ansehen zu geben, obgleich ich fühlte, daß Amors Flügel wie Blei auf meinen Schultern lagen. Meine junge Frau, sie war 10 Jahr älter als ich, wollte mich ihrer Mutter vorstellen, weshalb sie dem Direktor unser Engagement kündigte. Der eigentliche Grund war aber der, daß ihr meine Bekanntschaften nicht gefielen und sie mich aus dem Bereich der Greifswalder Schönen ziehen wollte.

Wir reisten noch mit der Gesellschaft nach Wollgast, hielten unsere 6wöchentliche Kündigung aus und traten dann die Reise nach Posen zur Schwiegermama an. Unser Weg führte uns über Schneidemühl und da wir da eine kleine Truppe, unter Direktion eines Hrn. Franke, antrafen, uns auch sonst der Ort, das Leben und Treiben gefiel, entschlossen wir uns, einige Tage zu unserm Vergnügen dort zu bleiben. Wir machten die Bekanntschaft des Direktors und entschlossen uns, auf seinen Wunsch, einige Gastrollen zu geben. Die Geschäfte gingen vorzüglich, denn es war ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen in dem Städtchen. Ganz Preußen war ein großer Waffenplatz, und daher war

es nicht zu verwundern, daß hier, wo die Landwehr organisirt wurde, besonders viele Säbel das Straßenpflaster schlugen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Künstler der verschiedenen Branchen nicht müßig zu liegen, denn wo viele Menschen und besonders wo viel Militär ist, da kann man auf ergiebige Einnahmen rechnen. Aus diesem Grunde war auch ein junger, aber sehr gebildeter Mann, Herr Ingermann aus Königsberg, mit einem Wachsfigurenkabinet und ein italienischer Künstler, Herr Micoletti mit seinen beiden Töchtern da. Diese gaben equilibristische Vorstellungen. Die Mädchen, Luise 16 und Rosa 14 Jahre, machten großes Aufsehen und ganz besonders Louise, welche, ein damals unerhörtes Kunststück producirte, indem sie an einem Balken, der an der Decke des Saales angebracht war, auf und nieder ging. Das Publikum war starr vor Staunen und selbst mir wurde siedendheiß als ich das schwebende Mädchen, den Kopf herunterhängend, ansah. Sie flößte mir Theilnahme und das innigste Mitleid ein und von da zur Liebe war nur noch ein Schritt. Ich fühlte, daß die schöne Italienerin es mir angethan, deshalb suchte ich unsern Aufenthalt in Schneidemühl zu verlängern und brachte es bei meiner Ehehälfte sogar dahin, daß wir mit nach dem benachbarten Friedland zogen. Es war großer Jahrmarkt da und deshalb fand sich auch Ingermann mit seinen Wachsfiguren ein. Jede freie Minute brachte ich bei meiner inniggeliebten Louise zu und mußte dazu

die verschiedenartigsten Ausreden machen, um der Eifersucht meiner Frau ein Schnippchen zu schlagen. Da Nicolettis, wir und Ingermann in großer Einigkeit lebten, so suchte ich es stets so einzurichten, daß wir bei Ingermann den Kaffee einnahmen. An einem Nachmittage waren eine Masse Zuschauer, unter denen sich besonders viele Bauern befanden, in dem Kabinet versammelt. Die Scherze meiner Louise und ihre Aeußerungen: „Sie müssen sich gut als Wachsfigur ausnehmen,“ oder „Sie wären ein herrlicher Schinderhannes“ u. dgl. m., veranlaßten mich, einen kleinen Schwank auszuführen, der viel Stoff zum Lachen gab, aber sehr schlecht hätte ablaufen können.

Es war eine Banditengruppe, theils sitzend, theils stehend, mit Schinderhannes an der Spitze, ausgestellt. Als nun der Knäuel der Zuschauer sich dahin wälzt, begebe ich mich in das Gedränge und schlüpfe unbemerkt hinten einen Banditen. Als nun ein Bauer sich neugierig der Figur nähert, gebe ich ihm einen leichten Backenstreich und schleiche zur Menge zurück. Der Bauer schrie auf und mußte, einer Ohnmacht nahe, von den Umstehenden gehalten werden. „Schinderhannes,“ rief er, an allen Gliedern zitternd, „Schinderhannes hat mich geschlagen!“ Alles lachte, man suchte den armen Teufel zu überzeugen, daß eine Wachsfigur sich nicht bewegen könne und wollte ihn noch einmal hinführen. Da schrie er aber noch gewaltiger als das erste Mal und lief, als wenn ihn der Böse beim Schopf

hätte, zum Saal hinaus. Das Publikum hielt den Mann für angetrunken; Ingermann aber hatte den Scherz bemerkt, gab mir einen ernstlichen Verweis und bat mich, für die Folge dergleichen Späße zu unterlassen; denn er riskirte, daß die Bauern, wenn sie es merkten, leicht seine ganzen Figuren zertrümmern könnten. Meine ausgelassene Fröhlichkeit, besonders im Beisein meiner Louise, erregte den Argwohn meiner Frau. Sie überraschte mich am Abend desselben Tages mit der Nachricht, daß sie dem Direktor angezeigt, wir würden am andern Morgen ab- und nach Posen reisen. Nicht einmal Abschied von meiner Geliebten zu nehmen, gestattete mir ihre Eifersucht und ich mußte alle meine Erfindungsgabe aufbieten, um einige Minuten zu gewinnen, meiner Louise die Schwüre meiner ewigen Liebe zurückzulassen.

In Posen, von der Schwiegermutter sehr freundlich aufgenommen, führte ich vier Wochen ein wahres Schlaraffenleben. Mir standen alle möglichen Vergnügungen zu Gebote, aber was waren mir diese ohne Theater. In den Jahren der Jugend will man spielen und opfert für eine schöne Rolle das prachtvollste Diner.

In Bromberg befand sich die Direktion Wilhelm Bachmann, geführt von der umsichtigen und erfahrenen Künstlerin, Frau Friederike Bachmann, geb. Schuch, weil ihr Gatte schon seit längerer Zeit ernstlich erkrankt war. Meine Frau gab meinen Bitten nach, unternahm

mit mir eine Reise dahin und nach kurzer Besprechung mit der Direktion, war unser Kontrakt mit wöchentlich 10 Thlr. abgeschlossen.

Die Gesellschaft war sehr solide und gut und bestand aus folgenden Mitgliedern. Damen: Frau Direktorin Bachmann, Ruhle, Mariane Ohlhorst, Vetterlein, Schulze und Laubacher. Herren: Regisseur Krüger (aus Danzig gebürtig, war früher Provisor und soll sich später in seiner Vaterstadt als Apotheker niedergelassen haben), Hamm, Bachmann, Otto Bachmann, Friedrich Ruhle, Schmidt und Vetterlein, welcher auf meine Empfehlung mit seiner Frau engagirt war. Kinderrollen spielte Josephine Bachmann.

In keinem Verhältniß habe ich mich jemals wohler gefühlt als hier. Von der hier herrschenden Collegialität hat man heut zu Tage gar keinen Begriff mehr und diese aufopfernde Liebe der Mitglieder, liefert in Folgendem einen schönen Beweis damaliger Anhänglichkeit an ihre Direktionen.

Die Krankheit des Wilhelm Bachmann nahm einen so bedrohlichen Charakter an, daß selbst die liebevollste Pflege seiner Gattin, die Tag und Nacht nicht von seinem Bette wich, ihm keine Linderung verschaffen konnte. Die ganze Gesellschaft beschloß nun, gemeinschaftlich die Nächte zu durchwachen und bethätigten dadurch ihre Anhänglichkeit an ihren allverehrten Direktor. Abends wurde in dem Krankenzimmer ein langes Strohlager gemacht und Damen und Herren theilten sich in der

Pflege ihres Schutzbefohlenen. Nach ungefähr 14 Tagen dieser vereinten Nachtwachen hatten wir eine Leseprobe von der „Belagerung von Saragossa". Frau Direktorin Bachmann spielte die Schmerzadel und als sie die Worte las: „alle meine Männer steigen aus dem Grabe", hörten wir den letzten Stoßseufzer unseres Direktors. Er war verschieden, herzlich betrauert von den Seinigen und Allen, die ihn kannten. Die Freimaurer-Loge ließ ihm einen herrlichen Denkstein mit einer sinnigen Inschrift setzen und bleibt noch für lange Zeiten eine Zierde des dasigen Friedhofes. Nach dem Tode des Direktors wurde nicht mehr in Bromberg gespielt; die Gesellschaft ging nach Posen.

Bis jetzt war ich fern von jeder Liebschaft geblieben, lebte nur meinem Weibchen und meiner Kunst, bekam ein tüchtiges Opern-Repertoir, vervollkommnete mich nach besten Kräften und führte ein heiteres, sorgenfreies Leben. Diese Behaglichkeit wurde leider durch ein Ereigniß gestört und riß mich für immer aus dem mir so lieb gewordenen Engagement.

Eines Morgens, während der Probe, kam der Bürgermeister athemlos auf die Bühne gestürzt, flüsterte mit der Direktorin und rief dann sie und mich in die Garderobe.

„Mensch, was haben Sie gemacht", redete er mich an, „es ist aus Fraustadt vom Commandanten, General von Rosen, ein Requisitionsschreiben, von zwei Kosaken begleitet, bei mir eingelaufen, Sie sofort auszuliefern."

Ich antwortete, mir wäre nichts bewußt, ich könnte frei und offen dem General entgegentreten.

„Haben Sie Sich vielleicht durch politische Aeußerungen compromittirt?"

„Nicht im Mindesten, von Politik habe ich mich stets ferne gehalten."

Ich theilte die Begebenheit meiner Frau und dem ganzen Personal mit. Meine Frau fiel in Ohnmacht und wollte, als sie sich erholt hatte, mich durchaus begleiten. Meine Collegen lamentirten, bedauerten mich und schmiedeten alle möglichen Pläne, um mich zu einer Flucht zu bewegen.

Ich dankte ihnen gerührt für ihre Theilnahme, machte ihnen aber auch begreiflich, daß eine Flucht von hier, wo die ganze Gegend von Russen unter dem General Mileradowitsch besetzt, unmöglich wäre und daß ich durchaus nichts begangen, was mir die geringste Furcht einflößen könnte. Durch meine Gelassenheit brachte ich Ruhe in diese allgemeine Verwirrung, bat den Bürgermeister um ein Pferd, zog mich so anständig als möglich an, bestieg gestiefelt und gespornt meinen Gaul und trabte mit meiner Leibgarde, den beiden Kosaken, wohlgemuth von dannen.

Ich wurde in die Commandantur geführt und mußte, da der General nicht zugegen war, eine bange Stunde der Dinge, die da kommen würden, harren. Man hatte mir Zeit gelassen, mein ganzes Sündenregister zu durchlaufen, aber es fand sich nicht eine Seite, worauf eine

Thatsache verzeichnet war, wichtig genug, mich der russischen Justiz zu überliefern.

Ein Trommelwirbel, der die Ankunft des Generals verkündete, weckte mich aus meinem Nachdenken. Der General, eine imposante Persönlichkeit, ungefähr 60 Jahre alt, empfing mich sehr freundlich, fragte mich, ob ich französisch spräche und ob ich in dieser Sprache wohl Unterricht ertheilen wollte. Um mich auf die Probe zu stellen, wurde nun das folgende Gespräch in französischer Sprache, worin er wirklich Meister war, fortgesetzt.

Der Bürgermeister Karstein, der mich von Posen aus persönlich kannte, habe mich ihm empfohlen und da er eine Ziehtochter habe, die zwar schon ziemlich spreche, aber einen schlechten Accent habe, wäre ich requirirt worden, um sie in der Conversation zu vervollkommnen.

„Verehrter Herr General," sagte ich, „so schmeichelhaft und ehrenvoll für mich der Antrag ist, so habe ich meiner Direktion gegenüber Verpflichtungen, die nur nach 6wöchentlicher Kündigung gelöst werden können."

„Ach was, solche Formalitäten sind ganz überflüssig. Sie können heute nach Lissa reisen, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, aber Morgen früh, setzte er rauh und bestimmt hinzu, beginnen die Stunden. Sie erhalten täglich einen Silberrubel und freie Wohnung. Adieu."

Ich war entlassen und ging zunächst zum Bürgermeister, um mich ironisch für seine Empfehlung zu bedanken. Er setzte mir auseinander, daß der General

einen Lehrer gesucht, und indem er mich dazu vorgeschlagen, glaubte er in der That mir einen großen Beweis seiner Freundschaft gegeben zu haben. Mit ängstlicher Vertraulichkeit entdeckte er mir, daß meine Schülerin ein junges schönes Mädchen sei, die der General erst kurze Zeit zu sich genommen und über deren Herkunft ein mysteriöses Dunkel schwebe. Diese Mittheilung erregte meine Neugier und trug dazu bei, mir die ganze Geschichte weniger unangenehm zu machen. Da ich übrigens meine Traurigkeit darüber, daß ich nicht Komödie spielen würde, nicht verbergen konnte, kam er auch darin meinen Wünschen entgegen und sprach dafür zu sorgen, daß ich meine Kunst nicht vernachlässigen sollte. Es sei der Theatertyrann Seibt mit seiner Truppe hier gegenwärtig und wenn ich es wünsche, solle er mir selbst einen Antrag machen.

Ich war höchst erfreut darüber, willigte ein und entfernte mich, froher als ich gekommen war.

Nachmittags trat ein freundliches Männchen in mein Zimmer und redete mich in vertraulichem Tone folgendermaßen an:

„Amice, wie ist's, wollen Engagement haben? Ja, ja, schlechte Zeiten! müßt die Saiten nicht zu hoch spannen. Ha, ha, kennt mich nicht, bin der Direktor Seibt, zahle meine Gagen pünktlich, bin eigentlich vollständig besetzt, aber Fürsprache und — na, was will ich machen, also Amice, was fordern wir?"

„Ich verlange mit meiner Frau dieselbe Gage, die

ich bei der Frau Direktorin Bachmann habe, monatlich 40 Thaler, und wenn Sie mir die geben, sind wir einig."

Er war hocherfreut über meine Bescheidenheit, schlug in meine Hand und sagte: „der Contrakt ist geschlossen!"

Ich wanderte hierauf mit nach seiner Wohnung, bei einem Sattler, Namens Dallach (Bruder des berühmten Restaurant Dallach in Berlin), wo er mich seiner Frau und seiner Tochter, einem Mädchen von 16 Jahren, mit einem Tituskköpfchen und Stumpfnäschen, vorstellte.

Nachdem ich Alles geordnet, eilte ich nach Lissa und hatte unter den obwaltenden Umständen wegen meiner Entlassung keine Schwierigkeiten. Die würdige Frau gab mir ihr Beileid wegen meinem Ausscheiden zu erkennen; die Mitglieder betrauerten gleichfalls den Verlust ihres lustigen Collegen und machten mir dadurch den Abschied recht schwer. Meine Frau, die immer vorgab, einen „prophetischen Geist" zu besitzen, wollte mich bereden, mit ihr nach Posen zu flüchten, denn sie hätte ein banges Vorgefühl und einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unsern Aufenthalt in Fraustadt. Ich blieb aber fest, ging getrost meinem Geschick entgegen, Allem, was da kommen würde, kühn die Stirne bietend.

Wir kamen ohne besondere Abenteuer nach Fraustadt, ich führe meine ahnungsvolle Gattin zur Direktion, während ich mich zum General verfügte. Das ich mein Wort gehalten, schien einen guten Eindruck auf ihn zu

machen; er war sehr herablassend, winkte mir Platz zu nehmen und ruft ins Kabinet „der Sprachlehrer!" Die Thüre öffnet sich und hereintritt — meine Louise! Ich stand wie eine Bildsäule und vermochte nicht zu sprechen. Zum Glück ließ uns der General allein und machte einen Spazierritt. So wie wir uns unbelauscht wußten, stürzte sie in meine Arme, erzählte mir, daß sie nur ein Ziehkind Nicolettis gewesen, daß der General sich in sie verliebt und sie gekauft habe. Er hätte übrigens redliche Absichten, hätte seiner Gemahlin nach Rußland geschrieben, daß er ein Kind angenommen und sie adoptiren wolle. Die Stunde verging unter Betheurungen unveränderter Liebe und Lehrer und Schülerin gingen zufrieden von einander.

Der General hatte mir eine sehr schöne Wohnung, nicht weit von der des Direktors gemiethet, die ich nun bezog und wobei es mir auch einfiel, daß ich meine Frau abholen mußte.

Meine Louise wurde scharf beobachtet, ein Kosak begleitete sie auf allen Wegen. Aus besonderer Vergünstigung durfte sie die Töchter des Bürgermeisters und des Direktors besuchen, es blieb uns also zum Austausch unserer Zärtlichkeit nur die eine französische Stunde.

So geheim ich auch vor meiner Frau die Herkunft und den Namen meiner Schülerin zu halten wußte, so hatte sie, denn die Eifersucht sieht scharf, denselben doch erforscht. Es gab nun täglich schwere Scenen in

meiner Behausung: doch versprach sie mir das Geheimniß nicht zu verrathen und sie hielt Wort. Caroline, die Tochter des Bürgermeisters, ein liebes, herziges Geschöpf, entdeckte zuerst unsere Liebe und schwieg. Diese hätte mir sehr gefährlich werden können, wenn sie nicht durch ihre Passion für das Waldhorn und durch einen Vortrag darauf, mich für immer abgeschreckt hätte. Eines Tages kam Louise zum Direktor — der Kosak blieb vor der Thüre — ich war glücklicherweise zugegen und merkte, daß sie mir etwas zu sagen habe. Unter einem Vorwand verließ ich das Zimmer, ging in den Hof, wo die Gesellen an einem Kutschenkasten gearbeitet hatten und jetzt Mittag machten. Ich öffne den Schlag, setze mich hinein und wenige Minuten darauf hüpft meine Louise, am Arm ihrer Freundin in den Hof. Man sah mich in meiner neuen Sommerwohnung, lachte, scherzte und setzte sich auch hinein. Wir sind in traulichem Gespräch begriffen, malen uns eine rosenfarbene Zukunft, versetzen uns in die himmlischen Gefilde und vergessen, daß wir so nah der prosaischen Erde sind. Wir wurden nur zu rasch daran erinnert und aus unserm Himmel herabgestürzt. Meine Frau, die mich zum Essen abholen wollte und mich nicht fand, hatte sich schon gewendet, als der Kosak vor der Thüre ihren Argwohn anfachte und sie umkehren hieß. Der Instinkt trieb sie direkt in den Hof, sie spähte umher, sah in die Kutsche und entdeckte die ganze Bescheerung. Uns sehen und mit dem Ausruf: „nun ist's genug!" fortlaufen, war

das Werk eines Augenblicks. Wir verfügten uns natürlich gleich in das Zimmer des Direktors und Louise eilte mit ihrem Kosaken nach Hause. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so stürzte mein Dienstmädchen leichenblaß in die Stube und schreit mir zu: „eilen Sie nach Hause, Ihre Frau hat sich vergiftet!"

Diese Nachricht trieb mir denn doch das Blut in die Adern, ich rannte, so schnell ich konnte, in meine Wohnung. Als ich ins Zimmer trat, fand ich meine Frau in convulsivischen Zuckungen, unvermögend ein Wort zu sprechen. Das Mädchen sagte auf meine Anfrage, sie habe auf Befehl aus der Apotheke Fliegengift holen müssen und als sie es gebracht, habe die Frau es ausgetrunken. Der Arzt, den ich holen ließ, erklärte die Portion als nicht tödtlich, verordnete Milch und ein tüchtiges Brechmittel, worauf meine Frau genaß und mit einigen heftigen Leibschmerzen davon kam. Als hier jede Besorgniß gehoben war, eilte ich zu erfahren, was mit meiner Louise geschehen. Ehe ich aber das Haus verlassen hatte, bekam ich schon Aufschluß. Ein Diener des Generals brachte mir einen Absagebrief hinsichtlich des Unterrichts und vertraute mir, daß seine junge Herrschaft nach Schweidnitz in ein Fräuleinstift geschickt sei. Warum dieses geschehen, habe ich nie erfahren und sah nur ein: mein schöner Traum war ausgeträumt.

Meine häusliche Ruhe war durch diese letzte Affaire gänzlich gestört und ich willigte deshalb gern in

die Bitte meiner Frau, sie allein zu ihrer Mutter nach Posen reisen zu lassen. Wir trennten uns ohne große Ceremonie, aber in aller Freundschaft, und ich war wieder Garçon. Dieses Junggesellenleben, dachte ich, würde mich schon für den Verlust meiner Louise und die Abreise meiner Gattin entschädigen, aber ich täuschte mich. In einsamen Stunden hatte ich die schrecklichste Langeweile und kam nur zu oft auf den Gedanken: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!

Durch die täglichen Gesangproben — der Musikdirektor hatte mich, in Ermanglung eines Andern, zum ersten Tenor geschraubt — wurde ich mit der Frau Direktorin, die noch jung und noch hübsch und eine vorzügliche Sängerin war, näher bekannt und dadurch, daß sie mit mir in Abwesenheit ihres Mannes häufig Duette sang, sehr vertraut. Ihre Tochter, Fritze, ein angenommenes Kind, gefiel mir auch nicht übel und durch den Umgang mit diesen beiden Damen konnte ich meine Zeit angenehmer ausfüllen.

Die Gesellschaft bestand aus den Mitgliedern: Frau Direktorin Seibt, Frl. Seibt und Frau Ruhle und den Herren: Direktor Seibt, zugleich Musikdirektor, J. Berg, V. Fink, Busch, F. Ruhle, C. Fabrizius, A. Laubacher, Nagel, Rosenthal und mich. Kinderrollen: Josepha Seibt. (Seibt war ein sehr vermögender Mann, zog sich später von der Bühne zurück und fing in Schlesien einen bedeutenden Leinwandhandel an.)

Eine interessante Bekanntschaft machte ich an Wilhelm Kolter, der beste Künstler in seinem Fach und dabei ein Schauspieler, der mich durch eine Leistung als solcher im „Kind der Liebe" als Graf Mulde wahrhaft überraschte. Auch seine Mutter wirkte in dem Stück als Wilhelmine, und seine Schwester, die liebenswürdige Maxel Kolter, spielte die Amalie. Die ganze Vorstellung, bei übervollem Hause aufgeführt, fand großen und verdienten Beifall. Diese Vorstellung ist mir in doppelter Beziehung unvergeßlich, weil ich an jenem Abend zuerst auf einen kleinen Knaben aufmerksam gemacht wurde, der keine Vorstellung versäumte und alle erdenkliche Mittel anwendete, um sich den Eintritt zu verschaffen. Sein letztes Mittel, wenn Alles fehl schlug, war: er kam mit einem Stuhl auf dem Kopf, außer Athem ins Theater, stieß Publikum und Billeteure bei Seite, ausrufend: „hier ist der verlangte Stuhl!" Wenn er sich Bahn gebrochen, pflanzte er ihn ruhig vor dem Orchester hin und setzte sich darauf. Dieser Knabe war der später so berühmte Komiker Ernst Plock. Diese Bekanntschaften bildeten den Schluß der Saison und wir kehrten Fraustadt mit seinen 99 Windmühlen, woran sich so viele angenehme Rückerinnerungen für mich knüpften, den Rücken.

Unsere Reise ging zurück nach Bromberg, wo ich von meinen früheren Freunden freudig begrüßt wurde. Ein Asyl für jeden Künstler war das Haus des Kaufmann Löwe (früher war derselbe Schauspieldirektor in

Lübeck) und das seines Schwagers Richard. An sie wendete ich mich um ihren Rath wegen einer Wohnung und erhielt auch wirklich eine sehr schöne. Da ich nicht gerne allein dieselbe beziehen wollte, schlug ich meinem Freunde Fink vor, mein Stubenbursche zu werden. Fink war ein gebildeter junger Mann, guter Schauspieler und vorzüglicher Geiger. Daß er mein Anerbieten annahm, freute mich schon deshalb, weil seine Feder mir nützlich werden konnte. Seine Verse benutzte ich bei manchen Gelegenheiten und erwarb mir dadurch, auf seine Kosten, häufigen Dank- und Minnelohn. Wir lebten wie Brüder und trotzdem er einen sehr heftigen, aufbrausenden Charakter hatte, herrschte unter uns die größte Einigkeit. Er seufzte in Liebesbanden und ich fröhnte meiner alten Leidenschaft — dem Spiel, wozu das russische Offizier-Corps mir die nächste Veranlassung gab.

Das Theater befand sich in einem Jesuiten-Collegium, woselbst auch die Schulen gehalten wurden. Um auf die Bühne zu kommen, mußte man über einen langen Gang, der bei den Kinderklassen vorbeiführte. Jedesmal wenn wir Probe hatten, öffnete sich dort ein kleines Schiebefenster und ein feistes Mönchsgesicht höhnte die Vorübergehenden. Es wurde viel über das auffallende Benehmen dieses Molchs gesprochen und gelacht; da aber die Infamie sich täglich auf empörende Weise wiederholte, wollte zuletzt keine Dame mehr vorbergehen. Obwohl wir Alle empört waren, so konnten

wir doch nichts in der Sache thun. Eines Morgens gehe ich in die Probe und das malitiöse Gesicht grinzt mich aus der Lucke an. Ich denke bei mir, wie gerne möchte ich auf Dein Vollmondsgesicht einen Eindruck machen. Gedanke und That war eins — die Knallschote saß! Ein Schrei tönte mir in's Ohr und der Molch war verschwunden. Ich erzählte den Vorfall meinen Collegen und setzte dadurch Alle in Angst und Schrecken. Es dauerte auch nicht lange, so erschien ein Engel der Gerechtigkeit mit dem Befehl, mich abzuführen. Frau Ruhle hatte ihn zuerst kommen sehen, zog schnell die kleine Treppe, die Bühne und Hof durch eine Kette verband, in die Höhe und wehrte ihm so den Eingang. Als er diese Anstalten zur Vertheidigung sah, holte er noch einen Collegen zum Succurs. Die Schauspieler erklärten einstimmig, sie würden es niemals zugeben, mich mit zwei Polizeidienern fortführen zu lassen und die Damen hatten sich mit Besen und Latten armirt. Ich trat vor und gab ihnen mein Wort, in einigen Minuten bei dem Bürgermeister zu sein, wenn sie sich ruhig entfernten. Die Leute waren vernünftig, gingen ihrer Wege und ich folgte ihnen auf's Rathhaus.

Der Bürgermeister sagte mir, seine Kinder wären nach Hause gekommen, die Classe wäre aufgehoben worden, weil ein Schauspieler, Namens Müller, den Professor geprügelt habe. Auf seine Frage, ob dieses wahr sei? setzte ich dem Herrn Bürgermeister das Verfahren des Molches auseinander, und wie er mich heute

angegrinzt, als ich ruhig in die Probe gehen wollte. Als ich das fatale Gesicht sah, sei mir das Blut in die Adern geschossen und ich hätte die Hand in die Höhe geführt, glaube aber nicht, daß ich sie auf seine Backe hätte herabfallen lassen. Wir könnten übrigens keinen Zeugen herbeirufen, denn der Gang wäre leer gewesen.

„Wenn der Professor klagbar wird," sagte der Bürgermeister, „so werden Sie wohl bei dem nicht gegeben bleiben? Sie können gehen!"

Ich entfernte mich und bin niemals mehr belästigt worden.

Der Leon unserer Gesellschaft war unser erster Held und Tyrann, Herr Julius Berg. Seine hübsche Figur und angenehmes Benehmen eroberte ihm manches schöne Frauenherz, obgleich er nicht mehr ganz jung war. Früher war er mit Mad. Kolter (Mutter) verheirathet, als sie die große Reiter-Gesellschaft besaß, berühmt durch die schönsten Pferde, brillante Garderobe, ächt silbernen Helmen und Trompeten. Freund Berg, der immer ein großer Verschwender war, brachte all diese Herrlichkeiten bald an den Mann und als die Helme und Trompeten weggeblasen waren, ging er flöten und kam als Garçon zu unserer Gesellschaft. Da er mit der Gage nicht auskommen konnte, gab er Tanzunterricht und stand sich auf circa 100 Thlr. monatlich, welche aber auch nicht ausreichten. Sein Talent als Tanzlehrer hatte ihm auch Eingang bei der Familie ver-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

schafft, wo die Tochter, Finks Geliebte, war. Eines Morgens rauche ich bei Berg gemüthlich aus seiner türkischen Pfeife, unterhalte mich mit ihm von ganz gleichgültigen Dingen, da tritt Fink, den Hut auf dem Kopf, herein, stellt sich trotzig vor Berg und spricht entrüstet:

„Mein Herr Berg, ich hatte Sie gebeten, aus dem Hause meiner Braut fortzubleiben, aber gestern waren Sie wieder dort und das ist infam von Ihnen!"

Berg blieb sehr ruhig, lächelte und schwieg.

Ich wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben und schlug vor, die Geschichte mit den Waffen in der Hand abzumachen.

„Das war auch meine Meinung," erwiederte Fink.

„Ich bin's zufrieden," nahm Berg das Wort und fügte noch hinzu: „auf Pistolen!"

Zufrieden, sein Herz erleichtert zu haben, ging Fink fort. Kaum hatte er aber das Zimmer verlassen, als Berg anfing Furcht zu bekommen und mir erklärte, keine Lust zu haben, sich die Knochen entzwei schießen zu lassen. Ich beruhigte ihn und sagte, er solle mich nur machen lassen. Er solle sich ruhig stellen, ich würde die Pistolen mit Kleie laden und es sollte einen herrlichen Spaß geben. Er stellte mir seine Waffen, deren er sehr schöne besaß, zur Verfügung und ging, sich einen Sekundanten zu besorgen, wozu sich unser Souffleur, ein junger Berliner, verstand. Fink ersuchte mich, zu sekundiren und das Duell fand am andern Morgen unter

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

den üblichen Ceremonien, 20 Schritt Distance, statt. Es wurde von den Sekundanten alles versucht, eine Versöhnung herbeizuführen, aber unsere Bemühungen scheiterten an dem Starrsinn Fink's. Ich bewunderte im Stillen seinen Muth, denn er wußte nicht, daß die Pistolen mit kleinen Kleien-Pfropfen geladen waren. Berg hatte als Beleidigter den ersten Schuß, er legte an, drückte ab und Fink stand wie ein Mann. Lächelnd sagte er: „Sie haben gut gezielt, Herr Berg, Ihre Kugel pfiff dicht an meinem Ohr vorbei." Nun schießt Fink, ohne lange zu zielen, und sieht, daß sein Gegner unverletzt ihm gegenüber steht. Fink verlangt nun von Berg den zweiten Schuß, den dieser natürlich, ohne die Courage zu verlieren, acceptirt. Er legt auf Fink an, schießt aber plötzlich in die Luft und wendet sich mit folgenden, in theatralischem Pathos gesprochenen Worten an Fink: „Junger Mann, Sie haben mit Ihrem Ohr die Bekanntschaft meiner ersten Kugel gemacht; Sie haben demnach erfahren, daß ich mein Ziel zu treffen weiß. Ich will Ihr Unglück nicht, deßhalb schoß ich die zweite Kugel in die Luft."

Fink wird von dem Edelmuth seines vermeinten Nebenbuhlers gerührt, stürzt mit Thränen in den Augen in seine Arme und der Friede war hergestellt. Hiermit hätte nun die ganze Begebenheit ihr Ende erreicht, wenn ich den Mund hätte halten können. Ich theilte die schnurrige Geschichte, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, meiner Frau Direktorin

mit und will mich darauf zurück in meine Wohnung begeben, als mir zufällig Fink den Weg versperrt und mich zu bleiben nöthigt. Ich glaubte auf die Direktorin mich verlassen zu können, aber ich irrte mich. Kaum hatte Fink Platz genommen, als auch schon meine Vertraute das Geheimniß verrieth.

„Ei, mein Herr Fink, schöne Sachen, die man da hört! Duelle haben, wie junge Schnüffels, und sich mit Kleie schießen, wie die Buben, pfui, schämt Euch!"

Fink wurde feuerroth und verstand nicht, was die Frau damit hatte sagen wollen. Sie half ihm aber eben so eilfertig wie vorhin auch aus dieser Verlegenheit, indem sie ihm Alles haarklein auseinandersetzte, wie ich es ihr eben mitgetheilt hatte.

Fink stürzt auf mich zu und fordert Erklärung, ob ich ihn in Wahrheit auf eine so unerhörte Weise mysticirt hätte? Ich erwiederte ihm ruhig, daß ich allerdings die Ursache sei, wodurch es mir gelungen, mir einen so lieben Freund zu erhalten und daß er nur seinen ganzen Zorn über mich ausschütten möchte, es wäre mir lieber, als vielleicht heute seinen Tod zu beweinen. Diese ruhige und aufrichtig gemeinte Entgegnung verfehlte die gewünschte Wirkung nicht, denn nach kurzer Ueberlegung nahm er mich unterm Arm, nannte mich seinen Freund und wanderte mit mir nach unserer Wohnung, wo er zuletzt selbst über den tollen Einfall lachen mußte.

Der lang ersehnte Abend meiner Benefiz-Vorstel-

lung war mitlerweile herangerückt und fiel zur Freude meiner vielen Gläubigen so günstig aus, daß ich nach Abzug der Kosten auf meine Hälfte 150 Thlr. erhielt. Diese Höhe hätte die Einnahme nicht erreicht, wenn ich nicht bedeutende Ueberzahlungen erhalten hätte. Eine schöne Mode damals. Wenn ein beliebter Schauspieler sein Benefiz hatte, wetteiferte Jeder, ihm einen kleinen Zuschuß zu geben. (Heut zu Tage ist der Benefiziant froh, wenn er im Abonnement eine Vorstellung zu Stande bringt und nach langer Mühewaltung am Ende nicht noch statt des Benefizes ein Malifiz erwischt.) Die Vorstellung gefiel; ich gab „die Zauberzitter," spielte den Armidoro mit vielem Humor, weil erstens die Einnahme brillant war und zweitens weil meine reizende „Sidi" von meiner lieblichen Fritze Seibt (jetzt Mad. Pohlmann) gespielt wurde. Meine Freude wurde noch dadurch erhöht, daß man mich zum Schluß hervorrief. Damals eine große Auszeichnung, die jetzt den Werth verloren hat, weil man sie erkaufen oder durch Protektionen erringen kann.

Vergnügt wie ein Gott, meinen Mammon in der Tasche, einen brennenden Kuß von meiner Side auf den Lippen, ging ich nach Hause. Nur wer selbst die Seligkeit empfunden, nach sorgenvollen Stunden plötzlich mit Ruhm und Geld beladen in seinen vier Pfählen zu sitzen, kann meine Freude und das fiebrirende Wonnegefühl ermessen, mit welchem ich mich ins Bett legte. Tausend Pläne durchkreuzten meinen Kopf — meine

Bären sollten losgebunden werden — diese oder jene Schöne mußte irgend ein kleines Cadeau bekommen und ein freundlicher Händedruck oder Kuß mein Lohn sein — auch meine Garderobe soll verbessert werden und dann der unendliche Pump, wenn ich meine Schulden bezahlt habe — und dann wieder die Bilder von Ruhm und Ehre — was wird geschrieben werden über meine Leistungen und daß ich hervor gerufen worden — kurz, ein Knäuel von Gedanken schwirrten im Gehirn und verscheuchten den wohlthätigen Schlummer. So hatte ich lange wachend geträumt, als ein unvermuthetes Klopfen an meine Stubenthüre mich aus meinem Himmel reißt. Ich rufe „herein" und vor mir steht Freund Berg, der mir in diesem Augenblick wie ein böser Dämon erschien. Er läßt mir keine Ruhe, bestürmt mich mit Bitten, ihm in's Kaffeehaus zu folgen, wo Fink und mehrere Offiziere bei einer Bowle fidel wären und meiner sehnsüchtig harrten. Um sich meiner zu vergewissern, packt er mich bei meiner schwachen Seite und sagt mir, es werde hoch gespielt. Wo Geld ist, kommt Geld zu, dachte ich, zog mich an, steckte 20 Thlr. ein und ließ mich richtig verführen.

Bei meinem Eintreten erschallt ein lauter Jubel, man stößt auf mein Wohl an und gibt mir ein Buch. Die erste Karte, die ich setze, schlägt ab. Ich douplire — perdu! und so sind meine 20 Thlr. in einer halben Stunde verschwunden. Ich kämpfe mit mir und sehe eine Weile ruhig dem Spiele zu, fest entschlossen, heute

keine Karte mehr zu biegen, obwohl mich der Verlust sehr schmerzte. Berg trinkt mir fleißig zu und raunt mir in's Ohr: „Du wirst doch den dummen Teufels nicht Dein Geld lassen? Ein glücklicher Coup und Du hast nicht allein das Verlorene wieder, auch vielleicht noch einen hübschen Ueberschuß."

In der Brenne war ich, lasse mir zureden und hole noch 30 Thlr. Unterwegs fällt mir ein auf die Dame zu setzen; weil mir das schöne Geschlecht nie abhold war, dachte ich, es wird mich auch heute nicht sitzen lassen — aber, ich täuschte mich.

Meine 30 Thlr. gingen den ersten 20 nach und so leicht meine Taschen dadurch wurden, so schwer wurde mir der Kopf. Aufgeregt wie ich war, hole ich den ganzen Rest — und verspiele den letzten Heller. Die Bank wurde aufgehoben und Jeder ging nach Hause, um seinen Rausch auszuschlafen und Stärkung für die nächste Nacht zu holen. Ich legte mich wieder ins Bett, aber diesmal mit anderen Gefühlen als das erste Mal. Schlaf kam mir wieder nicht in die Augen, aber die lieblichen Bilder vom Abend hatten sich in gespenstische Fratzen verwandelt, worin der Reflex mir die Portraits meiner sämmtlichen Gläubiger wiedergab.

So hatte ich die achte Morgenstunde schlagen hören, als ich vor Ermattung mußte eingeschlafen sein, denn halb 9 Uhr stand schon mein Schuster leibhaftig vor meinem Bette und versetzte mich in die Wirklichkeit durch seine mahnenden Worte: „Sie haben ein

gut Benefizium gehabt, nun werden Sie wohl" — — „Nein! ich werde Sie nicht bezahlen. Lassen Sie mich schlafen." Dabei wendete ich mich im Bette und er wandelte zur Thüre hinaus, wahrscheinlich denkend: wer Geld hat, darf grob sein.

Die wilden Bestien — die Bären — ließen mir keine Ruhe, Einer nahm dem Andern die Thüre aus der Hand, aber Jeder mußte den Weg des Schusters nehmen. Endlich war der Letzte fort und ich hatte Muße, meinen ganzen Jammer zu übersehen. Eilig schrieb ich meiner Frau einige Zeilen um Geld — hoffte mehrere Tage, suchte meine Gläubiger zu trösten, es kam aber keine Antwort.

Eines Tages gaben wir „Hyronimus Knicker", worin ich eine meiner besseren Parthien, den Ferdinand spielte. Als ich ins Theater ging, — mein Gesicht mochte wohl etwas faltenreich, in Folge der häuslichen Scene mit dem Schuster, gewesen sein, genug, der Kaufmann Kilborn, der mir begegnete, blieb stehen und war außer sich über den Kummer, der aus all meinen Zügen spreche. Ich entdeckte mich ihm, sagte, daß ich all mein Geld verspielt und nun liefen mir die Gläubiger das Haus ein.

„Wie hoch belaufen sich Ihre Schulden?" fragte er.

„Es mögen wohl so 130 Thlr. sein", gab ich verdrießlich zur Antwort.

„So schicken Sie mir Ihre Gläubiger, gehen Sie ruhig ins Theater, verderben Sie uns den Genuß nicht

am heutigen Abend und spielen Sie wie immer, d. h. so recht **con amore**!"

Mit diesen Worten ging er von dannen und ich in die Garderobe. Mich hatte diese Aussicht auf Befreiung von meiner Schuldenlast so heiter gestimmt, daß ich bei der heutigen Vorstellung, wie meine Collegen versicherten, mich selbst übertroffen hatte. Wie ich nach Hause gehe, schreit mir Fink aus dem Fenster entgegen: „Junge, komm geschwind herauf, es ist unter Deiner Adresse ein unmenschlich großer Korb angekommen!"

Ich fliege hinauf, öffne und finde 5 Ellen feines Tuch, ein halbes Dutzend seidener Schnupftücher und 10 Dukaten. Ein Zettelchen lag im Korb, worauf die wenigen Worte standen: „Für den gehabten Verlust."

Am andern Morgen schicke ich einen Bären nach dem andern nach Kilborn und Alle wurden sie losgebunden. Jedenfalls hat auch er mir den Korb geschickt, denn von Damen habe ich nie Körbe bekommen.

Mein Verlust im Spiel war reichlich ersetzt. Der brave Kaufmann hatte mich flott gemacht und dadurch stellte sich meine gute Laune auch wieder ein. Nur wer keine Schulden und Geld hat, kann lustig sein; eine leere Tasche erstickt den schönsten Humor. Ich wanderte ins Kaffeehaus und traf Freund Fink am Billard, der mit einem Offizier um Marken spielte. Fink war ein geschickter und eigenthümlicher Billardspieler. Statt mit der Queu, nahm er den Ball, die früher viel kleiner waren als jetzt, in den Mund und blies ihn auf die

andern. Er gab auf diese Weise Jedem 47 vor und gewann unter 12 Mal 11 Mal die Partie. Der Offizier hatte schon viel verloren, dankte und legte den Queu nieder. Ein junger Lieutenant, der sich wahrscheinlich über den Verlust seines Kameraden ärgerte, forderte für denselben von Fink Revange.

„Ich stehe zu Diensten", sagte dieser.

„Aber ich spiele nicht unter 2 Dukaten die Partie, proponirte etwas hochmüthig der Lieutenant.

„Dann gebe ich Ihnen 48 vor, antwortete Fink in demselben Ton.

Er fing hierauf an zu blasen und gewann die Partie, ohne einmal zu fehlen. Zornig warf der Offizier die zwei Dukaten auf's Billard und lakonisch nahm Fink sie, indem er, einen davon, mit dem Ausruf hinwarf: **„pour le Garçon!"** und für den andern eine Flasche Champagner bestellte. Dieses Betragen erregte den Mißmuth der Offiziere und von dem Tage an, hatte er mit ihnen manche Unannehmlichkeit.

Berg, Fink und ich waren eines Abends in demselben Kaffeehause, als sich nach 11 Uhr noch ein Trupp junger Lieutenants und Fähndriche, circa 12 an der Zahl, lärmend einfanden. Fink raunte mir in's Ohr: „Heute gibt es eine Pelzwäsche, aber nur ruhig."

Das Billard war **parterre**, und im Hintergrund seitwärts ein Fenster nach dem Hofe zu. Wir verabredeten durch dieses unsern Rückzug zu nehmen, wenn Finks Ahnung in Erfüllung gehen sollte. Wirklich brauch-

ten wir nicht all zu lange zu warten. Einer nach dem andern drängte sich an Fink und suchte ihn zu insultiren. Berg hatte noch eben Zeit mir zuzuflüstern: „Wenn Fink die Lampe ausschlägt, ist das unser Signal.“

Unsere Feinde tranken tüchtig und plötzlich fliegt ein Glas dicht an Finks Kopf vorüber. Nun ging der Teufel los! Fink läßt einige beleidigende Worte fallen, die Vaterlandsvertheidiger stürzen auf ihn zu — er gibt uns ein Zeichen, schlägt die Lampen mit der Queu aus, macht noch einige geschickte Maneuvre mit den Händen und folgt uns in unsere Frei-Loge, wo wir dankbare Zuschauer bei der Keilerei der jungen Helden waren, die sich nun unter einander nach Herzenslust paukten. Wir schlugen ein helles Gelächter auf, entfernten uns und wissen nicht, was aus der Geschichte weiter geworden, denn sie hatte wenigst ens für uns keine Folgen. Der nächste Tag war für mich ein glücklicher; ich gewann eine prachtvolle Toilette mit Silber ausgeschlagen, ein Meisterstück, worauf ich ein Loos für 15 Sgr. genommen. Für mich hatte sie keinen praktischen Werth, deshalb schickte ich sie, nur mit meiner Karte versehen, meiner Flamme, der kleinen Seibt. Froh darüber, daß sie das kleine Geschenk nicht zurück schickte, that ich keine Erwähnung ihr gegenüber davon und da sie auch darüber schwieg, war die Sache abgemacht und wurde vergessen. — Diesen unbedeutenden Vorfall würde ich übrigens gar nicht erwähnt haben, wenn die Toilette nicht später noch eine Rolle gespielt hätte.

Die Bühne wurde geschlossen und ich reiste mit der Gesellschaft nach Posen. Schon mehrere Tage vorher hat es mich unangenehm berührt, daß ich wieder mit meiner Frau zusammentreffen würde, aber was war zu machen, ich mußte mit. Unterweges wurde ich krank und mußte mich, in Posen angekommen, vom Wagen tragen lassen. In diesem Zustande war es mir doppelt unangenehm nach Hause zu kommen; aber ich hätte ihren ganzen Zorn auf mich geladen, wenn ich eine Privatwohnung bezogen hätte. Ich kann nicht läugnen, mir schlug das Herz gewaltig. Im Geiste hörte ich schon die Vorwürfe, daß ich während unserer Trennung nur einen Brief und zwar um Geld geschrieben hatte. Wie das nun aber oft im Leben ist, wenn man vor irgend einem Unternehmen rechte Furcht hat, oder uns ein heimlicher Schauer beschleicht, uns davon abmahnend, gerade dann tritt die entgegengesetzte Wirkung ein, und so war es auch jetzt der Fall.

Meine Frau nahm mich nicht nur sehr zuvorkommend und freundlich auf, sie ließ mir auch eine so äußerst sorgfältige Pflege angedeihen, daß ich in kurzer Zeit genas. Was mich während meiner Krankheit aber am meisten in Erstaunen setzte, war, daß sie mich immer lobte, von meiner zarten Aufmerksamkeit für sie sprach, daß ich mir nicht solche Kosten hätte machen sollen u. dgl. m. Ihre Worte waren für mich Hyroglíphen, die ich erst, nachdem ich das Bett verlassen konnte, gelöst habe. Auf der Komode stand die Toilette, die ich in Brom-

berg an Frl. Seibt als Zeichen meiner Liebe geschickt. Diese hat sie wohl verpackt, mit meiner Karte, meiner Frau gesendet. Das Räthsel ihrer Zärtlichkeit war gelöst.

In Posen hatte sich vieles geändert; das Theater war Nebensache geworden, weil die Politik alle Gemüther beschäftigte. Es war der Aufruf des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm **III.**, der durch seine Flammenworte das Blut der Jugend fibriren machte. Jedes ächte Preußenherz schlug laut und freudig für seinen König und strebte darnach, mit seinem Leben seine Anhänglichkeit zu besiegeln. Aber nicht allein die Jugend, nein, auch die Alten priesen sich glücklich, Unterthanen eines Fürsten zu sein, der sie mit Wohlthaten überhäufte und unter dessen Schutz sie den gewünschten Segen genossen. Man wird sich wundern, diese Wahrheit von einem Franzosen wiederholt zu hören, aber warum soll ich es läugnen, ich bin mit Leib und Seele ein Preuße. Hier hatte ich eine zweite Heimat gefunden, hier lebte ich glücklich unter dem Schutz milder Gesetze. In den Jahren der Jugend ist man empfänglich für alles Erhabene und so konnte es auch für mich nur eine gute Rückwirkung haben, wenn ich Zeuge war, wie so oft die Gebete für das preußische Königshaus zum Himmel stiegen. Was muß das für ein König sein, dachte ich oft im Stillen, den Alle so lieben und verehren? und dann fiel mir wieder ein, daß ja auch ich in seinem Lande lebe und unter seinem Schutze. Diese

Betrachtungen brachten mich mit der Zeit dahin, daß ich jeden, der anderer Meinung war, für meinen Feind hielt und einen Widerwillen gegen Alle fühlte, die nicht für Preußen waren.

Unter den jungen Leuten bemerkte ich ein reges Leben, aber ein Heimlichthun, woraus ich schloß, daß etwas Wichtiges im Werke sein mußte. Mein günstiges Geschick wollte, daß ich darüber nicht lange in Ungewißheit bleiben sollte; denn eines Tages schickt Doctor Fretter zu mir und vertraute mir, daß viele Leute sich entschlossen hätten, als freiwillige Jäger, sich dem Heere anzuschließen. Viele hätten allerdings Rücksichten zu nehmen, aber so wie die erste Gelegenheit sich günstig zeigen würde, sollte der Plan ins Leben treten. Er fügte noch hinzu, daß Unbemittelte ihre Equipirung durch ihn erhalten würden. Ich dankte ihm für sein Vertrauen und entfernte mich, ohne mich für oder wider darüber auszusprechen, obgleich ich wohl merkte, daß er auch mich zu gewinnen hoffte. Das Ding ging mir gewaltig im Kopf herum und Freund Fink war der Erste, mit dem ich ein vertrautes Wort darüber sprach. Er war mit dem, was ich ihm mittheilte, schon bekannt, führte mich zu dem Schauspieler Vollmer, einem geborenen Hamburger, und wir Drei kamen nun öfter zusammen und überlegten, was wir zum Wohle Preußens beitragen könnten.

Mitten im Trudel kriegerischen Getümmels durfte ich das Theater nicht vernachlässigen und weil ich ei-

nen für mich interessanten Fall dabei erlebte, theile ich ihn mit, obgleich ich meine Kunst für den Augenblick als Nebensache betrachtete. Eines Abends ging ich ins Schauspielhaus, um die Rolle des traurigen Liebhabers in die „Schwestern von Prag," zu spielen und gehe zufällig bei der Kasse vorüber, wo ich Frl. Seibt von zwei russischen Offiziern belästigt sah, die ihr stark die Cour zu machen schienen. Mich verdroß diese Unterhaltung und ich trat hinzu und sagte: „Fräulein, ihr Vater will Sie sprechen." Eilig folgte sie dem Ruf, kam aber gleich zurück und sagte mir drohend: „Es ist nicht hübsch von Ihnen, mich so zu foppen, aber ich merke, Sie haben mir das angenehme Gespräch mit diesen Herren nicht gegönnt." Die Offiziere sahen mich wüthend an; Frl. Seibt hüpfte in das Kassazimmer und ich ging in die Garderobe.

Die Oper beginnt, und als ich mit der Frau Direktorin Seibt das erste Duett singe, wird gepfiffen! Der Lärm wird ärger, ich nehme meine Dame, führe sie ab und trete dann vor und frage etwas anmaßend, ob das Pfeifen mir gegolten? Keine Antwort. Aufgeregt wie ich war, sprach ich nun „von unedler Rache und wenn Jemand von mir was wollte, meine Wohnung wäre ja bekannt. Das Publikum applaudirte und der Scandal war zu Ende. Es hat sich übrigens Niemand bei mir gemeldet.

Den andern Tag gehe ich zum Gouverneur, der mir sehr wohl wollte und nach dessen Befinden ich mich

faſt täglich zu erkundigen pflegte und freute mich, ihm den Schwank von geſtern Abend mittheilen zu können. Freundlich wie immer, empfing er mich und redete mich, wie ich gewünſcht, gleich damit an, ob ich nichts Neues wüßte. Ich erzähle meine Affaire, daß ich gepfiffen wäre und daß die Offiziere ſich ſo unartig betragen und jedenfalls die Veranlaſſung dazu gegeben hätten. Nachdem ich ausgeſprochen, legt ſich ſein Geſicht in ernſte Falten und er fängt mit barſchem Tone an folgende Worte heraus zu poltern: „Junger Menſch, wie können Sie Sich unterſtehen, mir ſo etwas zu erzählen. Glauben Sie, daß ich als Gouverneur nicht von Allem unterrichtet bin, was an einem öffentlichen Orte paſſirt? Ich hätte Sie geſtern Abend für Ihr inſolentes Benehmen einſtecken ſollen und nur Ihrer Anhänglichkeit an das preußiſche Königshaus und Ihrer Jugend haben Sie es zu danken, daß es nicht geſchehen iſt. Ich empfing Sie freundlich, weil ich glaubte, ein reuiger Sünder käme um meine Verzeihung zu erbitten, aber da ich das Gegentheil finde, ſo ſollen Sie fühlen —.“ Glücklicherweiſe wurde der Nachſatz von einem wunderhübſchen Judenmädchen, Frl. Blümchen, die dem Herzen des alten Generals nicht gleichgültig war, unterbrochen. „Gut, daß ich Sie treffe, lieber Herr Müller,“ hub ſie an, „Sie ſollen doch gleich zu Wolff Falk kommen, er hat nothwendig mit Ihnen zu ſprechen.“ Der Gouverneur wurde durch ihren Anblick plötzlich heiterer geſtimmt, änderte den Ton und ſagte mir: „Es

bleibt beim Alten, aber lassen Sie Sich das eine Warnung sein.“ Ich beurlaubte mich bei dem General, sprach gegen meinen kleinen mosaischen Schutzengel meinen stummen Dank mit den Augen aus und entfernte mich, froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Der reiche Banquier Wolff Frank, ein höchst achtbarer Mann und ächter Patriot, hatte mich deshalb rufen lassen, um mir mitzutheilen, daß sich bereits 80 junge Leute entschlossen hätten, dem Aufruf des Königs zu folgen und sich als freiwillige Jäger equipiren wollten. „So erfreut ich über diesen Entschluß bin,“ sagte er, „so ist es doch auch wieder traurig, daß Keiner den Anfang machen will. Sie sind ein entschlossener junger Mann, auf Sie habe ich große Hoffnung, geben Sie das Zeichen zum Aufbruch und Alle werden Ihrem Beispiel folgen.“

Nie hatte ich mich öffentlich über mein Gefühl, daß mich unaufhörlich drängte, meinem neuen Vaterlande meinen Arm und mein Blut zu opfern, ausgesprochen. Es war mir auffallend, daß Wolff Frank die geheimsten Seiten meines Herzens erforscht, aber sein Vertrauen auf meine Thatkraft stählte meinen Willen und hob den letzten Zweifel über mein Wollen. Ich eilte zu Wandel, einem jungen Mann, aus einer der ersten Familien, um ihm mitzutheilen, was ich soeben erfahren. Er saß mit noch zwei Freunden, Steinmüller und Blankart, und lasen Körner's Gedichte. Sie waren begeistert für die Sache und hatten sich das Wort ge-

geben, Dienste zu nehmen. Es wurde beschlossen, wir wollten uns normalmäßig armiren und equipiren. Jeder erhielt seine Besorgungen und wir schieden froh und vergnügt, endlich dem lang ersehnten Ziele nahe zu sein.

Meinem Direktor sagte ich während der Probe, daß ich nicht mehr auftreten würde, weil ich mich fest entschlossen hätte, der Fahne des Königs zu folgen. Auf seine dringenden Bitten spielte ich noch an drei Abenden und verließ dann Thaliens Hallen, um das alte Soldatenhandwerk wieder zu ergreifen.

Meine Frau war mit mir vollkommen einverstanden, sie hatte nicht allein gegen mein Vorhaben nichts einzuwenden, sondern war sogar geneigt, sich selbst einzukleiden, um als Jäger an meiner Seite den Feldzug mitzumachen.

Endlich war alles in Ordnung. Zwölf junge Leute waren vollständig equipirt. Ich hatte meine ganze Civil-Garderobe verkauft und ging nun in Uniform. Meine Büchse, mein Hirschfänger und das Riemenzeug war sehr schön, ich brauchte mich gar nicht zu schämen.

Wie alle junge Leute, wenn sie für eine Sache begeistert sind, und das, was sie sich lange nur heimlich ins Ohr flüstern durften, endlich laut und offen zur Schau tragen können, mit einigem Stolze thun, so zeigten wir uns den erstaunten Posenern in unserer herrlichen Adjustirung. Als wir durch die Wilhelmsstraße gingen, verfolgten uns einige Mißvergnügte mit

Steinwürfe. Das hatte auf Mehrere einen unangenehmen Eindruck gemacht; sie zogen sich zurück, oder wurden auch von den Eltern nach Hause geholt und unter strenge Aufsicht gestellt. Ich schlage ruhig den Weg nach meiner Wohnung ein, da begegnet mir die Ordonanz des Platz-Commandanten Nicoleoff und eröffnet mir, daß er abgeschickt sei, mich zu bestellen. Ich folgte augenblicklich dem Befehl und wurde von dem Herrn Nicoleoff sehr barsch empfangen.

„Wie heißen Sie?" lautete die Anrede, obgleich er mich sehr gut kannte. „Wie kommt es, daß sich Militär in Posen befindet, ohne sich bei der Commandantur gemeldet zu haben?"

Mit dem gehörigen Respekt, aber ruhig entgegnete ich ihm, daß ich dem Aufruf Sr. Majestät des Königs von Preußen gefolgt wäre und ich mit noch mehreren jungen Leuten uns fest entschlossen hätten, unser Leben dem Vaterlande zu weihen.

„Sie sind ein Aufwiegler! Die Eltern der von Ihnen Verführten haben sich bei mir beklagt und diese bereits die Uniform mit ihrer bürgerlichen Kleidung vertauscht. Wenn Sie bei Zeiten noch Rath annehmen wollen, so folgen Sie dem Beispiel der von Ihnen bethörten jungen Menschen."

Als ich ihm nun die Thatsache gestand, daß ich bereits meine Sachen verkauft, um mich einkleiden zu können, sagte er: „Das sind Ausflüchte!" und stieß Worte aus, die ich nicht alle wiederholen mag. Genug,

sein Ingrimm hatte auch endlich mein Blut erhitzt und ich warf kurz hin: „Sie haben nicht das Recht, mir preußische Dienste zu verbieten, ich bleibe das, was ich nun einmal bin und trotz aller Hindernisse festhalten werden.“

Seine letzten Worte waren: „Ich befehle Ihnen, binnen 24 Stunden aus Posen zu sein!“ und damit kehrte er mir den Rücken.

Nachdem ich meiner Frau diese angenehme Nachricht mitgetheilt, ersuchte ich sie, Alles zu unserer schleunigen Abreise zu ordnen und ich begab mich, verhoffend, noch einige Freunde zu finden, in's Kaffeehaus bei der Frau Sekretärin Rades auf dem Wilhelmsplatz. Wandel saß schon da, mich erwartend. Er erkundigte sich, wie meine Unterhaltung mit dem Platz-Commandanten abgelaufen und gab mir die Versicherung, daß viele Angeworbene zurückgetreten und sich hätten ausziehen müssen, doch er und Mehrere blieben ihrem Wort getreu. Steinmüller, Blanchart, Rehfeldt und er, hatten Rücksprache genommen, sich am andern Abend bei Räders eine Bowle zu machen, wobei wir uns dann Einzeln entfernen wollten. Jeder sollte seine Montirungsstücke nach der nahen Mühle bringen lassen und von da sollte um 12 Uhr der Abmarsch, in corpore, nach Berlin erfolgen.

Diese Wendung meiner Lage, wonach ich nicht allein zu wandern brauchte, hatte mich freudig erregt und ich eilte wieder zu meiner Frau, um ihr beim Ein-

packen behülflich zu sein. Da es ihr Wille war, mir zu folgen, so gab ich ihrem Wunsche nach, jedoch nur in Frauenkleidung.

Die ersten auf dem Platze waren mein Weibchen und ich.

Wir mußten eine geraume Zeit warten, bis wir einige Schatten auf der Landstraße erblickten, die wir, je näher sie kamen, als meine Freunde bewillkommten. Jeder hatte ein Mädchen oder einen Freund mitgebracht, um ihnen die angezogenen Kleider mitzugeben. Wir waren 16 an der Zahl, beseelt von Kampfeslust und innerem Bewußtsein, unsere Pflicht zu erfüllen. Wir stellten uns in Reih und Glied, stimmten Körners „Männer und Buben" an und setzten uns in Marsch. Schon in Kroschewo wurde ein Wagen requirirt, auf dem wir froh nach Frankfurt a. d. Oder kamen. Am Thor wurden wir nach unserer Marschroute gefragt und da wir die nicht hatten, mußten wir warten, bis Antwort vom Commandanten kam. Als dieser gehört, daß wir freiwillige Jäger wären, die nach Berlin wollten, wurden wir eingelassen und blieben für unser Geld eine Nacht da. Am andern Morgen gings „mit frohem Muth und heiterm Sinn" nach Berlin, wo wir uns bei dem Commandanten, General Brauschütz, meldeten. Er sendete uns durch eine Ordonnanz nach der Kaserne in der Commandantenstraße und übergab uns einem Offizier des Kaiser-Alexander-Regiments, Herrn Lieutenant v. Kaiser, der uns einquartieren und den Dönhofsplatz zum

Appellhofsplatz anweisen ließ. Als der Geburtsort eines Jeden aufgenommen wurde, nahm ich Anstand als Franzose aufgeführt zu werden und ließ mich als aus Düsseldorf einzeichnen. Durch die Humanität des Herrn Lieutenants von Kaiser, dem ich meine Frau vorgestellt hatte, erhielt ich zwei Quartierzettel. Durch meine früheren Dienste im französischen Heere als Cavallerist mit dem Soldatenleben vertraut, wurde es mir leicht, statt mit dem Carabiner mein Exercitium mit der Büchse zu machen.

Berlin ist eine großartige Stadt, schöne breite Straßen mit Trottoirs, worin sich Palast an Palast reiht und besitzt, trotz des berüchtigten Sandes, manifique Anvirons. Ein buntes Treiben und ein stetes Hin- und Herwogen der Menschen, untermischt mit dem Rollen brillanter Equipagen und anderem Fuhrwerk, gibt Zeugniß von der Thätigkeit und Intelligenz der Einwohner. Auch ist der Lebensunterhalt, wenn man sich erst Localkenntniß gesammelt, nicht allzu kostspielig. Nach dieser kurzen Andeutung muß man glauben, Berlin sei ein Eldorada; dem ist aber nicht so. Fast alle Fremde, die ich darüber sprechen zu hören Gelegenheit hatte, stimmen mit mir darin überein, daß man sich, selbst bei längerem Aufenthalt, niemals heimisch fühlt. Nach meinem Dafürhalten trägt der Jargon eine große Schuld an dieser Unannehmlichkeit. Es liegt in der Aussprache etwas stolzes über alles Andere erhaben dünkendes, das gewiß den gemüthlichen Südländer

zurückstößt. Aus dem Gesagten ist es auch erklärlich, daß sämmtliche Freiwillige, deren Zahl circa 20,000 sein mochte, den Augenblick des Abmarsches herbeisehnten. Glücklicherweise wurden wir auch schon nach 14 Tagen erlöst und durften uns in Reih und Glied aufstellen.

Endlich hatte ich auch den dringenden Bitten meiner Frau nachgegeben und sie mit enrolliren lassen. Sie sah in der Uniform reizend aus. Ihr Costüm war: dunkelgrauer Waffenrock mit schwarzem Sammet besetzt, Barett mit einem silbernen Kreuz vorne. Ihre schlanke Figur, worauf ein Junokopf mit schwarzen Locken, bildeten ein seltenes Ganzes und erregte die Aufmerksamkeit der Berliner in hohem Grade.

Wir wünschten einem Regiment, das bereits jenseits des Rheines war, einverleibt zu werden und kamen deshalb zu dem Leib-Regiment. (Gegenwärtig das 8. Infanterie-Regiment.) Lieutenant Kaiser, dem wir für seine Nachsicht und Freundlichkeit nie genug danken können, verabschiedete uns mit einer kräftigen, herzlich gemeinten Anrede. Auf sein Fürwort wurde uns vom General v. Brauschütz die Ehre bewilligt, mit dem Musikchor eines Garde-Regiments hinausbegleitet zu werden. Es wurde bestimmt, da die Regimenter noch keine Nummern besaßen, daß das Jäger-Detachement des Leib-Regiments den Vortritt haben sollte.

Wir maschirten unter Begleitung von Tausenden zum Thor hinaus und manche Thräne und herzlicher

Händedruck sagte uns, daß ihre Segenswünsche uns folgten.

In Einigkeit hatten die verschiedenen Detachements Berlin verlassen, aber so wie uns das Musikchor verließ, fehlte sofort die Harmonie. Die Pommern und Ostpreußen mißgönnten uns den Vortritt und gaben dadurch die erste Veranlassung zur Uneinigkeit. In Potsdam übernachteten wir und marschirten den andern Tag bis Brandenburg, von wo die Detaschements verschiedene Wege einschlugen. Wir Jäger, 250 Mann, gingen nach Magdeburg. General von Horn inspicirte uns bei unserer Ankunft, lobte unsere gute Haltung und äußerte in seiner Anrede, daß er früher das Regiment, zu dem wir jetzt gehörten, commandirt hätte, er halte sich überzeugt, wir würden uns der Ehre würdig zeigen, neben so tapfern Kriegern fürs Vaterland zu kämpfen. Darauf zogen wir, der General an unserer Spitze, in Magdeburg ein.

Unser Empfang war sehr feierlich und zu unserer Erholung wurden wir in einem großen Garten mit einem Frühstück bewirthet, wobei die Damen der Stadt die Honneurs machten.

Die kurze Ruhe war wohlthätig für uns, denn wir erhielten Befehl alle Tage drei Etappen, eine zu Wagen und zwei zu Fuß zu machen und so mußten wir im Eilmarsch zu dem dritten Armeecorps, das in und um Namur lag. Unser Regiment war in Goye, unter dem Commando des Major von Ladeburg. Aus uns jetzt bereits

700 Jägern wurden 3 Detachements gebildet; ich hatte das Glück zu dem ersten Detachement und zu dem ersten Bataillon zu gehören. Ich sage das Glück, weil unser Chef, der Lieutenant von Manstein, der achtungswertheste liebenswürdigste Vorgesetzte war, den ich je gehabt. Unser Feldwebel Ploto, zwei Oberjäger, Klein und Ohemann, meine Frau und ich wurden in einem alten Schlößchen einquartiert.

Als der Regiments-Commandeur uns inspicirte und neben dem Hornisten einen jungen Menschen in fantastischer Tracht, mit einem Dolch im Gürtel bemerkte, fragte er ironisch: „was ist das da für ein Wesen? ist das Euer Feldprediger?"

Man gab ihm zur Antwort: „es ist die Frau des Jägers Müller!"

„Ah, die Herren Jäger haben sich da eine schöne Markedenterin mitgebracht," erwiederte er lachend und ritt von dannen. Von dem Tag an hatte meine Frau den Namen „die schöne Marketenderin" behalten und war nicht wenig stolz auf ihr Prädikat.

Lieutenant von Manstein, ein tüchtiger Soldat und wissenschaftlich gebildeter Mann, hielt uns theoretische Vorträge, ließ zwei Mal des Tages manöveriren, lehrte uns den kleinen Krieg und im Feuer geschickt zu terailliren.

Wie in neuerer Zeit, so führten auch wir damals theatralische Vorstellungen, inmitten lautem Kriegesgetümmel auf. Einst eröffnete uns der Fourier, er habe

dem Herrn Commandeur mitgetheilt, daß sein Detachement mehrere Künstler zähle und er ersuche uns nun, sein Wort wahr zu machen und schnell eine Vorstellung zu arrangiren. Ich sprach sogleich mit meinem Kameraden Lange, welcher ein guter Schauspieler und vortrefflicher Maler war. Wir errichteten in möglichster Eile in einem Garten eine Sommerbühne, decorirten dieselbe mit Guirlanden und Festons und entwarfen dann sogleich das Programm. Lange war als Murrkopf, ich als Pfifferling studirt und so fingen wir mit dem „Schauspieler wider Willen" an, dann folgte „Die Beichte" und zum Schluß „Domestikenstreiche", worin meine Frau mitwirkte. Da wir keine Garderobe hatten, mußten der Pfarrer des Orts und die Wirthschafterin im Schloß das Nöthige herbeischaffen. Das ganze Offizier-Corps war zugegen und spendete uns reichlichen Beifall. Auf Befehl des Commandanten sollte schon eine zweite Vorstellung arrangirt werden, aber die Verhältnisse gestatteten es nicht, denn zu derselben Zeit mußten Publikum und Schauspieler in einem größeren Drama handelnd auftreten.

Am 14. Juni stand ich auf Feldwache und es war mir, als hörte ich schießen. Ich warf mich auf die Erde und finde, daß ich mich nicht geirrt. In bedeutender Entfernung wurde mit grobem Geschütz gefeuert.

Bei meiner Ablösung, am 15. Juni Morgens, machte ich eben unserm Führer die Anzeige, als wir auch schon von allen Seiten, durch Trommel und Signalhörner

den Generalmarsch hörten. Nachmittags marschirten wir schon in der Colonne nach Namur. Unterwegs begegneten uns Cavallerie, Infanterie, Artillerie, als ob sie aus der Erde wüchsen. Jenseits Namur, auf einer Anhöhe, machten wir Halt und kampirten bis Anbruch des Tages. Am 16. früh kamen wir auf das Schlachtfeld. Wir manöverirten und befanden uns bald in der Nähe des brennenden Dorfes Lingi. Nachdem wir uns dann weiter rechts gezogen, nahmen wir bei Fleuris Position. Nachmittags wurde das Jäger-Detachement vorgeschoben und gegen Abend deckten wir ein Defilée, wo wir stark mit Granaten beschossen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurden meine beiden Nebenmänner, Blanchard und Steinmüller, schwer verwundet. Unsere Position wurdeverändert und wir kamen als Soutien zu einer westphälischen Jäger-Abtheilung, die geworfen war. Gegen Morgen machten wir eine retrogade Bewegung nach Jean le blou, wo wir einige Stunden Ruhe hatten. Am 17. marschirten wir durch einen Wald, der mit Spielkarten übersäht war. Vor uns marschirte ein Armee-Corps und ich erfuhr, daß bei den Soldaten der Aberglaube herrscht: „Karten bringen Unglück", demnach hatten unsere Vorderleute wahrscheinlich die Karten fortgeworfen. Die Wege waren sehr schlecht, wir marschirten mit der Brigade Borck, zu der wir gehörten, den ganzen Tag. Eine Schwadron Husaren, die bei uns vorbei sprengte, besprützte uns, worüber wir laut lachen mußten, weil es die einzige

Erfrischung war, die über uns gekommen. Der Hunger war groß und deshalb rief ich einem Husaren zu: „Heinrich, hast du ein Stück Brod, so gib es mir!“ Er holte sofort welches aus der Tasche, brach es in zwei gleiche Hälften und überreichte es mir. Seinem Beispiele folgten die andern „Heinriche“ und speisten so im Fluge ihre Kammeraden vom Leib-Regiment, für welche sie stets eine besondere Vorliebe gehabt. Die Nacht rückte heran und immer zeigte sich noch keine Aussicht zum bivouakiren. Die Colonne mußte sehr bedeutend sein, denn alle zehn Schritte mußten wir halten, um nachher im Geschwindschritt oder Trappmarsch schließen zu können. Dieser ermüdende Marsch währte die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen machten wir eine halbe Stunde vor Havre, welches an allen Ecken brannte, Halt. Glücklich, endlich so viel Zeit zu gewinnen, um des Magens dringendes Bedürfniß zu befriedigen, wurden die Kochgeschirre hervorgeholt und jeder beeilte sich, seinen Vorrath, auf die helllodernden Feuer zu bringen. Ich, für mich und noch einen Kammeraden, hatte ein prächtiges Gericht Erbsen im Topf, wir liebäugelten mit den allerliebsten kleinen Dingerchen und suchten unsern Magen dadurch zu beschwichtigen. Nachdem ich so für den Mittag gesorgt, verband ich mir meine Füße, die durch den langen Marsch ganz wund geworden.

Nach einer Trennung von zwei Tagen kam auch meine Frau wieder zu mir. Sie war in Begleitung ihres kleinen Dieners, einem Hirtenknaben aus Goye, der

uns in Affection genommen. Sie kamen von Löven, wohin sie sich verlaufen. Wahrscheinlich um mir die Freude des Wiedersehens zu versüßen, brachte sie mir eingemachte Aprikosen mit. Speck dachte ich, wäre mir gelegener gekommen, doch sagte ich es nicht. Endlich waren auch meine Erbsen gar geworden und ich wollte eben anrichten, da — o herbes Schicksal! — kommt ein Adjudant und bringt uns die Ordre zum augenblicklichen Abmarsch. In einem Nu waren die Erbsen im Brodbeutel, das Kochgeschirr auf dem Tornister — Gewehr auf! — Marsch! So gehts im Kriege. Die Erbsen, auf die wir uns so gefreut, hatten wir statt im, am Leibe und der knurrende Magen mußte auf später vertröstet werden.

Wir wurden in den Wald geführt, mußten bald links, bald rechts marschiren. Nachdem wir hin und her manöverirt hatten, formirten wir ein Quarré. Am Saum des Waldes bemerkten wir den Feind und begrüßten ihn mit unserm Geschütz, von allen Seiten hörten wir den Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer, mehrere Bataillone des Feindes formiren gleichfalls Quarrés, aber es erfolgt kein Angriff.

Die ganze Nacht hatten wir im Walde zugebracht und der nächste Morgen (19. Juni) brachte uns in die Nähe von Charleroi, wo wir mit Jauchzen die Nachricht des Sieges empfingen und zugleich die Relationen der Schlacht bei Waterloo und daß die ganze feindliche Armee geschlagen sei, erfuhren. Die retrograden

Bewegungen und die forcirten Märsche, die wir gemacht, waren strategische Berechnungen unseres Feldmarschalls und Alle segneten ihren Vater Blücher!

Durch die Strapatzen waren von unserem Detachement viele Fußkranke, wozu auch ich gehörte; wir meldeten uns als unfähig weiter zu können, weshalb man uns in Charleroi theilweise im Lazareth oder in bürgerliche Quartiere unterbrachte. Da kein Oberjäger da war, so nahm ich das Wort beim preußischen Commandanten, Capitän von Bayer (später traf ich ihn als Canzlei-Direktor in Magdeburg), als derselbe vor unsere Front trat und sich erkundigte, ob keiner der Jäger der französischen Sprache mächtig sei? Ich sagte, daß ich sie so gut wie deutsch spräche und fragte ihn um seine Befehle. Prinz August hatte den Premier-Lieutenant von Redlich bestimmt, für die Wegräumung der Wagen der demontirten Stücke, die theils in und um Charleroi waren, so wie für Proviant und Fourage zu sorgen. Zu diesem Behufe war eben der belgische Commandant Devessener zugegen und ich mußte den Dollmetscher der beiden Parteien machen. Der Capitän von Bayer war von meiner Sachkenntniß überrascht, weshalb ich ihm mittheilte, daß ich früher als Cavalerist in französischen Diensten gestanden. Er war so zufrieden, daß er mich zum Commandanten von Montingni **sur Sambre** ernannte und mir den Befehl gab, mit meinen 34 Jägern dahin zu marschiren. Die Herren entließen mich sehr freundlich und gaben mir noch den

guten Rath vorsichtig zu sein, indem sich überall noch viele Franzosen versteckt hielten.

Montingni liegt eine halbe Stunde von Charleroi auf einer Anhöhe. Dem Maire, Namens Lefevre, überreichte ich meinen von beiden Commandanten unterzeichneten Befehl, worauf er mir sofort in seinem Hause Quartier anbot und sich überhaupt sehr freute, preußischen Schutz zu haben; denn auch er war nicht ohne Furcht vor den versteckten Franzosen. „Für heute," sagte der brave Mann, „bleibt das ganze Detachement in meiner Wohnung, aber morgen sollen die Jäger andere Quatiere beziehen."

Ich erwiederte, daß ich diese Freundlichkeit mit Dank annehme, aber zugleich ihn verantwortlich für die Sicherheit meiner Leute mache, die ich seiner Wachsamkeit anvertraue.

Es war am 19. Juni, als ich, ein einfacher freiwilliger Jäger, zum Commandanten einer ganzen Commune ernannt wurde. Ich strebte, mich der Auszeichnung werth zu zeigen und war deshalb bemüht, zuerst für meinen Gönner, den Commandanten v. Beyer, zu sorgen. Mittags stellte ich ihm 500 Rationen Heu und Haber zur Dispositian, wofür ich mir den ersten Dank erwarb. Nachmittags konnte ich 50 gefangene Franzosen, welche mir von Bauern ausgeliefert waren, zwei Wagen Waffen aller Gattungen und ein kupfernes Ponton nach Charleroi abführen lassen. Das Glück begünstigte meinen Eifer und meine Commandantur

wurde um zwei Ortschaften, Gilli und Chatlet, vergrößert. Zwei Uhlanen wurden mir zur Verfügung gestellt, um mir behülflich zu sein, Pferde beschaffen zu helfen, ein Auftrag, der große Schwierigkeiten hatte.

Um die Consumtion des Magazins in Charleroi zu schonen, kamen fast täglich kleine Truppen-Abtheilungen, besonders Cavallerie, auf ein Nachtquartier nach Montingni und machte mir viele Sorge und Mühe. Bei meinen Recherchen fand ich bei einem Bauern eine Menge Waffen und Tornister. Der beste Fund war aber ein schönes Reitpferd, brandenburger Gestüt, welches ich dem Premier-Lieutenant von Redlich abliefern wollte, aber von ihm, da er es für den Zug unbrauchbar fand, zu meiner Verfügung gestellt erhielt. Nun konnte ich meinen Dienst zu Pferde besorgen, worüber ich große Freude und bedeutende Erleichterung hatte.

Durch glücklich angewendete List und mit Hülfe der Bauern, so wie durch Verrath der Dörfer, wo Eins dem Andern einen Streich spielen wollte und mir den Versteck der Pferde in den Waldungen angab, gelang es mir, die nöthigen Pferde zu beschaffen.

So lange ich hinlängliche Beschäftigung fand, gefiel mir meine Stelle außerordentlich, aber die Aufträge wurden immer kleiner und hörten zuletzt fast ganz auf. Müßiggang war mir stets zuwider, daher erklärte ich Herrn Hauptmann von Beyer, daß ich zum Regiment wollte. Obgleich er sehr überrascht von meinem Gesuch war, so stellte er mir doch keine Hindernisse ent-

gegen, vertraute mir sogar 70 Mann Reconvalescenten, die zur Armee abgingen. Neben meiner Marschroute erhielt ich ein sehr schmeichelhaftes Attest von ihm, worin er meine Leistungen als Commandant der Commune Gilli, Chatlet und Montingni **sur Sambre** belobt. In fast gleicher Form erhielt ich von der belgischen Commandantur ein ungewöhnlich schönes Attest. (Beide Documente sind noch vorhanden und wohl verwahrt.) Auf Anfrage des Hrn. Hauptmann von Bayer, ob die Mannschaften Armaturen zu haben wünschten, wurden wir mit Waffen und Tournister versehen.

Am 12. Juli marschirte ich mit meinem Detachement ab, nachdem ich von meinem lieben Wirth, dem Maire Lefevre, noch manchen Beweis seiner Dankbarkeit empfangen.

Unsere erste Etappe war Baumon, unser Ziel Paris. Den ersten Ruhetag machten wir in St. Canstin, wo ich einen großen Vorrath von Leinen-Hosen entdeckte und mir 50 Paar, gegen Quittung, für mein Detachement verabfolgen ließ. So viel mir möglich war, sorgte ich schon deshalb für meine Leute, weil sie, ohne Ausnahme, ordnungsliebend und so solide waren, daß auch nicht ein unangenehmer Auftritt vorfiel und wir in größter Eintracht in Paris eintrafen.

Bei unserer Ankunft hatten wir schon einen Zuwachs von 40 Mann und konnten wohl armirt einmarschiren. Als wir vor der Commandantur erschienen, machte es einen ungewöhnlichen Eindruck, Reconvales-

centen so gut equipirt zu sehen. Der Commandant Obrist von Pfuhl, äußerte auch seine Zufriedenheit und erzeigte mir die Ehre, mich mit in sein Bureau zu nehmen. Ich erzählte ihm, daß ich die bei den Etappen vorgefundenen Waffen, Schuhe und Montirungen sofort für meine Leute requirirt, damit sie anständig bei dem Regiment erscheinen konnten. Der Obrist lobte meine Energie und fragte mich, was ich nun weiter zu thun gedächte, da das Leib-Regiment nicht in Paris sei. Es wäre mir lieb hier zu bleiben, um in meinem Geburtsort meine Familie aufzusuchen und von den Strapatzen mich zu erholen, erwiederte ich. Der Obrist billigte meinen Wunsch und ließ mir ein Offizierquartier geben. Ich wohnte mit meiner Frau, die sich auch sehr freute, das schöne Paris zu sehen, in dem angewiesenen Logis: „Rue Paradis", bei Comte de Rochett, der aber seine Einquartierung nicht selbst verpflegte, sondern 12 Fr. täglich dafür bezahlte.

Meine erste Sorge war, mich nach den Meinigen zu erkundigen. Ich ging zu meinem Onkel, den ich seit der Kaiserkrönung Napoleons nicht mehr gesehen hatte; er war gestorben, aber meine Tante, Schwester meiner Mutter, lebte noch. Sie erkannte mich gleich und theilte mir die frohe Nachricht mit, daß mein Vater nicht mehr in Verdun sei, sondern in Paris wohne. Sie wollte meine Mutter erst auf meinen Besuch vorbereiten, weil mein plötzliches Erscheinen, denn Alle hielten mich für todt, nachtheilig auf ihre Gesundheit wirken könne. Von

ihr erfuhr ich auch, daß mein Bruder, den ich damals in Boulogne aufsuchte, noch immer im 59. Regiment stehe und es bereits, von der Pike auf, bis zum Bataillonschef gebracht und mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt sei, aber lange nichts von sich habe hören lassen.

Nachdem meine Tante obige Vorsicht angewendet, kam endlich der ersehnte Augenblick, in die Arme meiner Eltern zu eilen. In der ersten Freude des Wiedersehens hatte man meine Uniform übersehen, die aber dann, nachdem das Blut ruhiger geworden, zu vielen Bemerkungen Veranlassung gab. Meine Mutter glaubte mich in russische Dienste, aber mein Vater erkannte den preußischen Jäger gleich heraus. Der alte Krieger meinte: „willst Du in Paris bleiben und einige fröhliche Tage im Kreise Deiner Familie verleben, mußt Du andere Kleider anziehen.“ Auf meine Erwiederung, daß ich nur diese besäße, versprach er mir für das Nöthige zu sorgen. Da ich jetzt Zeit gewann, meinen Eltern meine Verheirathung anzuzeigen, verließ mich der Alte nicht mehr, ich mußte ihn auf der Stelle zu meiner Frau führen. Als ich mit ihm bei ihr eintrat, hatte sie sich gerade frisiren lassen und gab dem Friseur einen Dukaten dafür. Nachdem ich meine Frau meinem Vater vorgestellt, nahm er mich bei Seite und sprach: „Du, Theodor, sage mal, bist Du so ungeheuer reich, daß Deine Frau für ein einmaliges Frisiren einen Dukaten zahlt?“ „Nein, lieber Vater, ich habe gar nichts,“

gab ich zur Antwort. „Na, dann ist Deine Frau eben so verrückt, als sie schön ist.“

Obgleich die Eltern sehr liebevoll zu meiner Frau waren, so konnte der Alte ihr doch niemals die Thorheit mit dem Dukaten vergeben. Ihrer Schönheit und ihrer Noblesse hatte sie es wohl zu verdanken, daß mein Vater sie dennoch herumführte und ihr die Merkwürdigkeiten zeigte. Mir hatten meine Eltern einen vollständigen Anzug, grünen Frack, gelbe Weste, graue Hose u. s. w. gesendet und meine Brüder wetteiferten, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Mein Wirth, der Staatsrath Graf de Rochett, war ein eingefleischter Royalist und für mich besonders eingenommen, weil er glaubte, ich als Franzose hätte die Waffen ergriffen, um das Land vom Tyrannenjoch, wie er sich ausdrückte, befreien zu helfen.

Einen Beitrag, wie bizzar die Launen des Zufalls sind, erhielt ich durch den Herrn Grafen. Eines Tages kommt er in mein Zimmer, bittet mich, ihm ein geneigtes Ohr zu schenken und fängt in feierlichem Ton an: „Mein Herr! der König, gerührt von Ihrer Anhänglichkeit und Ergebenheit für Seine Person, autorisirt mich, Ihnen die Insignien des Lilienordens (ein weißes Kreuz von Emaille, mit dem Bildniß Heinrich IV. und der Krone, welches man an einem gewässerten, weißen Bande trug) zu überreichen, und gestattet Ihnen die Decoration desselben zu tragen.“ Er überreichte mir dazu ein Diplom, welches gleichlautend mit seiner

Anrede war und die Unterschrift des Grafen Dupont trug.

Ich dankte für die hohe Gnade und bat den Herrn Grafen, Sr. Majestät meinen tiefen Respect zu Füßen zu legen. Er that sich nicht wenig darauf zu gute, mir die Ehre erwirkt zu haben, ich aber mußte innerlich über den possirlichen Vorfall lachen, besonders, da meine Frau ironisch zu mir sagte: „dem Verdienste die Krone.“

Nachdem ich sechs Wochen ein wahres Schlaraffenleben geführt, Theater, Bälle, Concerte und sogar in der Spielhölle, Palais Royal, Nr. 113, mein Geld verspielt hatte, kam die Sehnsucht nach meinem geliebten Deutschland. Ich ging zum Obrist von Pfuhl und bat ihn, mir eine Marschroute nach Posen zu geben. Er genehmigte mein Gesuch, ließ mir dieselbe sogleich ausfertigen und überraschte mich höchst angenehm, als ich las: „für den Offizier Müller und dessen Frau, Vorspann-Wagen bis nach Posen!“ Ich dankte für seine mir erwiesene Gnade, beurlaubte mich und machte nun sofort Anstalten zur Abreise. Ich veräußerte mein Pferd und Wagen, welche ich in Charleroi gekauft hatte, und nahm von meiner Familie Abschied. Sie baten mich, da von meinem Bruder, dem Bataillonschef keine Nachricht eingelaufen war, ich solle mich in den Lazarethen, wo ich vorbei käme, nach ihm erkundigen. Daß ich diese Pflicht auch ohne Mahnung erfüllt hätte, versteht sich wohl von selbst.

Wir reisten ab und als wir die Anhöhe von Goneß bald erreicht hatten, stieg ich mit meiner Frau vom Wagen, um den Weg auf der Chaussee zu Fuß zurückzulegen. Wir schlenderten gemüthlich den schönen Weg entlang, unterhielten uns von der liebenswürdigen Aufnahme der Familie, von den Schönheiten, die Paris in so großartiger Weise bietet, als mein Blick auf einen Menschen fällt, der, von einem Armee-Gensdarm begleitet, mir immer mehr bekannt vorkommt, je näher ihn mein Auge erreichen kann. Ich rufe — Fink! — und er war es. Fink, der bewährte Freund, der Gefährte meiner Jugend, der alte College, stand nach so langer Trennung als Arrestant mir gegenüber.

Auf meine Bitte hielt der Gensdarm an und Fink benutzte die Erlaubniß, um mir in kurzen Worten die Ursache mitzutheilen, warum er als Gefangener seine Füße neben dem Reiter wund laufen mußte.

„Ich wurde Oberjäger“ — hub er an — „und wurde beordert, ein Detachement von Berlin zur Armee zu führen. Du kennst mich und meinen ernsten Charakter und wirst deshalb leicht begreifen, daß ich in der Abtheilung wenig Freunde hatte. Nie mischte ich mich in ihr tolles Treiben und ihre abgeschmakten Späße waren mir höchst zuwider. Erklärlicherweise nannten sie mich stolz, feindeten mich an und gingen zuletzt soweit, in Jülich, wo wir Rasttag hielten, bei dem Commandanten Klage gegen mich zu führen. Da zufällig ein Offizier da war, der zur Armee abging,

so wurde er mit der Führung des Detachements beauftragt und mir meine Absetzung beim Appell bekannt gemacht. Du kannst Dir denken, daß ich in tiefster Seele verletzt war und mich zum Commandanten verfügte und um Aufklärung bat. Ich sagte ihm, daß ich mich auf keine Weise vergangen und man nur den Verbrecher beschimpfen könne. Ich dachte durch diese, freilich in gereizter Stimmung gesprochenen Worte den Commandanten günstiger zu stimmen, und fügte deshalb noch hinzu: ich melde mich als Arrestant! Ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, rief er: „Ordonanz! der Oberjäger Finke ist Arrestant und als solcher abzuführen.“ So wurde ich von Etappe zu Etappe als Gefangener transportirt, ohne irgend ein Vergehn verschuldet zu haben.“ — Mir that der arme Teufel leid; ich gab ihm den Rath, sich in Paris an den Prinz Carl von Mecklenburg zu wenden und seinem Landesherrn den Vorfall eben so einfach, wie mir, mitzutheilen. Der Gensdarm mahnte zum Aufbruch; ich gab ihm, was er bedurfte, und wir trennten uns, uns gegenseitig ein frohes Wiedersehen wünschend.

Unsere Reise ging rasch von statten. Als ich nach Charleroi kam, konnte ich es mir nicht versagen, meinen braven Lefevre zu besuchen und einen Tag dort zu bleiben. Ich ließ mich ins Lazareth bringen, um Erkundigung von meinem Bruder einzuziehen. Als ich in den Saal trete, ruft ein alter Unteroffizier „Meunier!“ ich wende mich zu ihm und frage, ob er mich kenne. „Sie

nicht, — gab er zur Antwort, — aber Sie haben eine so frappante Aehnlichkeit mit meinem vormaligen Capitän, daß ich Sie für dessen Bruder hielt."

Sonderbar, daß ich bei der ersten Nachfrage und im ersten Lazareth schon Aufschluß über das Schicksal meines Bruders erhielt. Er hatte bei Machienne au pont, an der Spitze seines Bataillons, schwer verwundet, den Heldentodt auf dem Bette der Ehre gefunden. Diese Botschaft hatte mich so traurig gestimmt, daß ich den ganzen Tag bei dem alten Unteroffizier, dessen Name Renaux war, blieb und die Unterhaltung den Manen meines Bruders widmete.

Den andern Tag schrieb ich meiner Familie diese Hiobspost und reiste dann mit meiner Frau dem Rheine zu. Von da hörte unser Vorspann auf und wir wurden per Post frei nach Posen befördert. Daselbst angekommen, deponirte ich dem Herrn Stadtsekretär Stern meine Offiziers-Marschroute und empfing hierauf einen Reisepaß. Die Marschroute blieb in der Registratur.

Direktor Seibt, dem ich zugesagt, nach dem Friedensschluß wieder in sein Engagement zu treten, befand sich in Thorn, weshalb ich die Reise dahin ohne Aufschub anordnete. Meine Frau, Erholung bedürfend, wünschte bei ihrer Mutter zu bleiben und deshalb reiste ich allein. Da ich mit Allem reichlich versehen war, bezahlte ich meine Post bis Thorn und fuhr ab. In Gnesen wurde Mittag gemacht, ich dinire vortrefflich, finde eine heitere Gesellschaft und lasse mich, **horible**

dictu! abermals darauf ein, nach der Tafel ein „Schnittchen" mitzumachen. Richtig schnitt ich mich auch wieder gehörig, verlor all mein Geld und saß, nachdem der letzte Fuchs ein anderes Loch gesucht, mit verblüftem Gesicht da. Glücklicherweise hatte ich meine Post bezahlt und dachte, unterwegs wird sich schon ein mitleidiger Passagier finden, der dir aus seiner Strohflasche einen Labetrunk verabreicht; aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Im Wagen befanden sich nur zwei polnische Juden, die die ganze Nacht beteten und mir nichts mittheilten, als den weltbekannten Geruch ihres Daseins! Hätte ich nicht leichtfertig mein Geld verspielt, konnte ich mich mit Champagner erquicken, während jetzt mein Magen fasten und meine Nase mit Juchten- und Knoblauchduft vorlieb nehmen mußte. Um Mitternacht kamen wir nach Inowratzlav, wo ich dem Postmeister meinen Schein vorzeigen mußte. Als ich durch die Gaststube komme, lacht mich ein kleines Weißbrödchen freundlich an; mein Magen gebot den Händen es zu nehmen und in einem Nu war es unter meinem Mantel an mein Herz gepreßt. Mein Magen, wahrscheinlich die Nähe des Brödchens spürend, fängt an zu knurren, weshalb ich, vom Postmeister zurückkehrend, rasch in den Wagen stieg und den unersättlichen Vertilger meines Erwerbes zum Schweigen brachte. Die Juden waren fort, der Magen befriedigt, die Atmosphäre rein — ich entschlief und erwachte am andern Morgen in Thorn, wo ich im Gasthof „zum Kronprinzen von Preuß-

sen abstieg. Am andern Morgen besuchte ich Herrn Direktor Seibt; er war sehr erfreut, seinen „Wildfang", wie er mich gerne nannte, so wohlerhalten aus dem Kriege zurückgekehrt zu sehen. Frau Direktorin kam mit ihrer lieblichen Tochter aus der Nebenstube, wünschten mir Glück zu meinem gesunden Aeußern und fügten scherzhaft noch hinzu, ob der Feind mir auch meinen Humor genommen hätte, oder ob der so wenig, wie der Körper, gelitten. Ich erlaubte mir scherzend zu erwiedern: „Daß ich meinen Humor im Felde behalten, daran ist der stete Gedanke an Sie Schuld, Frau Direktorin, und daß der Feind mir nichts anhaben konnte, dafür schützte mich wieder der Gedanke an Sie, Fritzchen! Ihr Bild, meine Damen, begleitete mich überall und wurde mein Talismann! — Uebrigens haben wir noch ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken," sagte ich zu Fritzchen Seibt. „So lassen Sie uns rasch an die Arbeit gehn," gab Sie mir lachend zurück. „Erinnern Sie Sich, daß Sie einst eine Toilette erhielten?"

„Ja wohl."

„Und wo glauben Sie, daß ich diese fand?"

„Höchst wahrscheinlich auf dem Tisch Ihrer Frau, der ich sie gesendet, weil ich nicht anders denken konnte, als daß Sie sich in der Adresse geirrt."

Ich warf ihr vor, daß ich sie nicht für so boshaft gehalten hätte, mußte aber in das Gelächter der beiden Damen einstimmen, um weiteren Foppereien über diesen Gegenstand zu entgehen. Der Herr Direktor machte

dieser Scene dadurch ein Ende, daß er mir sagte: „Lieber Müller, ich habe den „Hyronimus Knicker“ angesetzt, damit Sie in Ihrer Lieblingsrolle, als Ferdinand, debutiren können.“

Ich wollte gegen diese Auftrittsrolle Einwendungen machen, aber da fielen die beiden Damen über mich her und erklärten mir, ich müsse die Partie singen, um die Ehre des Gatten und Vaters zu retten.

„Ihre Ehre, Herr Direktor?“ fragte ich erstaunt.

„Es ist so, wie wir sagen,“ nahm Frau Seibt das Wort. „Mein Mann hat Sie jedem neuen Mitgliede als Muster in dieser Rolle hingestellt und behauptete, daß Sie Keiner darin erreichen könnte. Nun ist es Ihnen doch erklärlich, daß Sie die Behauptung Ihres Direktors dokumentiren müssen.“ Dagegen war nichts zu erwiedern, das Wunderthier war angekommen, mußte also seine Kunststücke zeigen.

Die Probe beginnt; sämmtliche Collegen stehen harrend hinter den Coulissen, selbst das Theaterpersonal spitzte die Ohren, um den berühmten Ferdinand zu hören. Der Direktor und seine Familie saßen triumphirend da und machten durch Winke und Mienenspiel die Neugierde immer reger. Endlich beginnt mein Retornel, ich fange an zu singen — aber, o Jammer! die Stimme war pfutsch! Keine Idee vom Tenor mehr im Halse! Da hatte ich nun die Bescheerung. Von allen Seiten zischelten sie sich in die Ohren: „also daß ist der gepriesene Ferdinand? na, der hätte zu Hause blei-

ben können" u. dgl. m. Man verhöhnte den Direktor und weidete sich an meinem Aerger. Um diese Blamage zu verwischen, bestand ich darauf, die Partie des Hyronimus zu singen. Der Direktor trat mir seine Lieblingsrolle ungern ab, ich setzte aber durch und hatte die Genugthuung, Sensation darin zu erregen. Durch diese gelungene Produktion gewann ich mir wieder die Achtung der Collegen und durch mein anspruchloses Benehmen ihre Liebe. Ich spielte noch den „Wildfang," „Felix Wahr" und „Anton" in „Verwandschaften" und gehe dann mit der Gesellschaft nach Schwedt.

Mitglieder waren: Frau Direktorin Seibt, Mad. Ohlhorst, Mad. Risson und Dem. Seibt. Herren: Direktor Seibt, Hartmann, Berg, H. Bachmann, Otto Bachmann, Schmied, Bischof, Nagel, Laubacher, Fabrizius, Busch und C. T. Müller.

Meine Frau war mir nachgekommen und mit engagirt worden. Die ganze Gesellschaft lebte in Einigkeit und deshalb war es nicht zu verwundern, daß unser dreimonatlicher Aufenthalt wie ein Traum verschwand und Alle voll Erstaunen waren, als plötzlich unsere Reisewagen vor der Thüre standen, um uns nach Culm zu führen. Die Natur hatte bereits ihr Winterkleid angezogen und die große Schneedecke, die uns für den gesellschaftlichen Verkehr empfänglicher macht, übte ihre wohlthätige Wirkung auch auf unsere Einnahmen. Der Direktor machte ausgezeichnete Geschäfte und die stets vollen Häuser — die mir doch nur die Gage brachten

— machten die Idee in mir rege, in dem benachbarten Graudenz einen Coup auszuführen und dort eine Abend-Unterhaltung zu geben. Eine Rücksprache, die ich deshalb mit dem Wirth des Conzert-Saales daselbst nahm, bestärkte mich in meinem Vorhaben, weil, wie er sagte, seit langer Zeit kein Theater da war. Er versprach, selbst die Subscription zu besorgen und prophezeite mir eine ergiebige Ernte. Ich schwieg gegen Jedermann, um den sicher zu erwartenden Gewinn nicht zu theilen. Diesem Vorsatz blieb ich aber nicht treu, denn in einer fröhlichen Stunde und unbelauscht von den Argusaugen ihres Mannes, scherzte ich mit unserer ersten Sängerin, Mad. Risson, und machte ihr die Offerte, mit mir in der Umgegend Conzerte zu geben.

„Ach ja,“ sagte sie, „aber mein Mann wird es nicht zugeben, denn er ist rasend eifersüchtig auf Sie. Seit Ihre Frau da ist, ist er beruhigter als früher, aber auf die Reise schickt er uns doch nicht zusammen.“

Ich tröstete sie, daß meine Frau denselben Fehler habe, aber es wäre billig, Beide dafür zu strafen. Nun rückte ich damit heraus, daß ich in Graudenz schon Alles arrangirt hätte und bat sie, ihrem Manne damit ein Näschen zu drehen, daß sie eine nothwendige Reise nach Thorn vorschütze, ich wollte meiner Frau sagen, daß ich einen Freund in Schwedt besuchen müßte. Sie willigte ein, Tag und Stunde wurde festgesetzt, ich bestellte den Schlitten, der uns nach Graudenz fahren sollte. Die List war vortrefflich gelungen, meine Sän-

gerin war zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle und wir bestiegen lachend den Schlitten, hüllten uns fest in unsere Mäntel und gaben dem Kutscher die Aussicht auf ein gutes Trinkgeld, wenn er uns mit Windesschnelle an die Pforte unseres Paradieses brächte.

Fort geht es über Stock und Stein und die Schläge der Peitsche, der starke Luftzug hemmen die Conversation, während die schneidende Kälte die leisen Mahnungen des Gewissens erstarren machte. Kaum einige Stunden Weges zurückgelegt, kommen wir über den Damm, als plötzlich die Pferde scheu wurden und mit uns durchgingen. Ich kann weder mich noch meine Schöne halten, der Schlitten schlägt um und wir purzeln beide den Damm hinunter. Sie wurde bei dem Fall mit dem Gesicht an einen Baum geschleudert und beschädigte sich so stark, daß der ganze Kopf anschwoll und ihr weißer Teint sich in blau verwandelte. Als galanter Ritter trug ich die Farbe meiner Dame, denn mein Taschenspiegel zeigte mir ein blaues Auge. Es währte lange, bevor wir aus unserer gegenseitigen kalten Stellung befreit wurden und das durchgegangene Pferd uns wieder langsam dahin zurückbringen konnte, von wo wir mit so schönen Hoffnungen und in so großer Eile abgefahren waren.

Während ich meine Sängerin zu Falle gebracht, ist meine Frau in der Probe und erzählt ihrem Collegen Risson, daß ihr Mann nach Schwedt sei, um einen Freund zu besuchen. Meine Frau ist auch abgereist,

um eine Freundin in Thorn zu besuchen, entgegnete Risson. Hartmann, der humoristische Mephisto bei der Gesellschaft, hört diese Aeußerung und sagte lachend zu meiner Frau, wozu sie sich verstellen wollte, sie wüßte recht gut, daß ihr Mann mit Mad. Risson fortgefahren sei. Ich habe sie selbst heute früh im Schlitten gesehen und freute mich, sie in so heiterer Laune beieinander zu finden, setzte er mit Schadenfreude hinzu. Wie vor einem Gewitter, in der Natur eine allgemeine Stille eintritt, so erfolgte auch hier eine unheimliche Pause, die Risson zuerst mit den Worten unterbrach: „Das ist von Ihrem Manne eine Schändlichkeit, die ich ihm nicht zugetraut, wenn ich auch leider nur zu oft bemerkt, daß er meine Frau auf Schritt und Tritt verfolgt."

„Ihre Frau ist eine Kokette, die alle Ehemänner zu verführen versteht", polterte meine Frau in ihrer Eifersucht heraus. In ähnlichen Ergießungen wurde der Streit von Beiden fortgesetzt, bis endlich das Mädchen Rissons der Scene ein Ende machte, indem sie ihm meldete, seine Frau erwarte ihn zu Hause, sie sei sehr krank und habe einen verbundenen Kopf.

Als meine Frau nach Hause kam, hatte ich mir's schon bequem gemacht und lag lachend auf dem Sopha. Ich gestand ihr Alles und brachte sie durch mein fortwährendes Lachen und durch die Beschreibung des kläglichen Zustandes der Mad. Risson, endlich so weit, daß sie mit einstimmte und der häusliche Friede hergestellt wurde. — Hartmann stellte ich später über seine Schwatz-

haftigkeit zur Rede und wußte mich mit seiner Entgegnung: er habe ein Vergnügen gehabt, ohne einen Schlitten zu bezahlen, zufrieden zu stellen. Uebrigens hatte diese Fahrt mir den Aufenthalt, durch die ewigen Sticheleien der Collegen, so verleidet, daß ich einen Antrag nach Schwedt a. d. Oder bei Direktor Wagner sofort acceptirte. Auf meinen Wunsch entließ mich Seibt mit Ende des Oct., und machte es mir dadurch möglich, schon nach drei Wochen und nach einer beschwerlichen Reise in Schwedt einzutreffen. Mein neuer Direktor empfängt mich sehr freundlich, setzte mich aber durch sein sonderbares Benehmen in Verlegenheit. Er befühlte meinen Frack, entschuldigte sich, daß der Balken über seinem Fenster ihm das Licht im Zimmer raube und verwies mich endlich an seinen Schwiegersohn, Herrn Carl Schimmel, um das Nöthige zu besprechen. Dieser gab mir Aufschluß, indem er äußerte: „mein Schwiegervater ist stockblind, hat aber die Schwachheit, Jedem glauben zu machen, er sehe vortrefflich. Daß er das Tuch von Ihrem Frack sondirt, liegt darin, daß er den Schauspieler nach der Güte des Stoffes seiner Kleidung zu beurtheilen pflegt.“ Später lernte ich sogar einen vortrefflichen Schauspieler in dem blinden Wagner schätzen, der im Fach der Väterrollen selbst bei Seconda in Dresden mit Glück aufgetreten war.

Von den Mitgliedern muß ich den ersten Liebhaber Herrn Milliot und Frl. Günther, die erste Liebhaberin, zuerst erwähnen, weil Beide vorzügliche Darsteller und

Lieblinge des Publikums waren, trotzdem sie körperliche Gebrechen hatten. Milliot hatte einen kurzen Fuß und Frl. Günther konnte sich nicht gut umdrehen, ohne uns einen schiefen Begriff von sich zu geben. Makellos am Körper, waren noch engagirt: Mad. Lehmann, Mad. Vetterlein, Mad. Schimmel, Md. Reitzenstein, Dem. Meyer und Dem. Lehmann. Herren: Schimmel, Lang, Winter, Vetterlein und Haffner. Kinderrollen: A. Lehmann.

Der blinde Direktor hielt jede Probe selbst ab, saß regelmäßig am Souffleurkasten und wußte fast jedes Stück auswendig. Wehe dem, der nicht gut memorirt hatte, denn außer den Grobheiten, die er einstecken mußte, war er im Stande, die Probe bis Mitternacht auszudehnen. So erinnere ich mich, daß der Regisseur wußte, Lang sei nicht fest in seiner Rolle und da er selbst die langen Proben fürchtete, gab er ihm den Rath, die Rolle abzulesen. Der Direktor war ganz Ohr für Lang, ging nach der Probe auf ihn zu, belobte ihn und sagte: „Fahren Sie so fort, ihre Rollen wörtlich zu lernen und wir werden lange Freunde bleiben."

Das Damen-Personal war sehr liebenswürdig und unter diesen liebenswürdigen fand ich eine Liebenswürdigste. Ein kleiner Blondkopf, Ausbund von Ausgelassenheit, stets munter und ohne Sorgen und dabei ein schalkhafter Kobold, der meine Liebe und die Eifersucht meiner Frau in hohem Grade anregte. Für sie gab es kein „Sie" oder „Du", „Er" war das Prädikat, womit

sie Jeden anredete. Da es ihr nie eingefallen war, mit mir eine Liebschaft anzufangen, so verdroß es sie, daß meine Frau sie mit schelen Blicken verfolgte. Wahrscheinlich um sich dafür zu rächen, fing sie nach einer Probe, worin meine Frau nicht beschäftigt war, folgendes Gespräch mit mir an: „Hör Er, lauf Er nicht weg, ich muß Ihm sagen, daß mich das sehr verdrießt, daß Seine Frau die Eifersüchtige spielt und keine Ursache dazu hat.“

„Von Ihrer Seite,“ erwiederte ich überrascht, „das ist wohl möglich, aber ich —“

„Ach was, dummes Zeug,“ fiel sie mir in die Rede, „daß ich es Ihm nur grade heraus sage, Er wäre der Letzte, den ich mir aussuchen würde. Ein solcher Windsack, wie Er ist, kann mir nie gefallen.“

So ging die Conversation fort und ergoß sie sich in ähnlichen Schmeicheleien, unter denen wir schon ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt. Es schlug 12 Uhr und da die Mittagsstunde noch nicht erreicht war, lud sie mich ein, eine Promenade mit ihr vor das Thor zu machen. Mir war diese Einladung höchst angenehm, weil ich hoffte, ihr eine günstigere Meinung von meinem Charakter beizubringen. Das Forsthaus, wo man vortrefflichen Kaffee trank, sollte das Ziel unserer Wanderung sein. Das geistreiche Weibchen wußte die Unterhaltung so pikant fortzusetzen, daß wir am Ruheplatz anlangten, ohne es zu ahnen. Da es zum Kaffee zu früh war, bestellte ich zwei Tassen Chokolade und wählte

dann in einer Laube ein trauliches Plätzchen, wo sie sich auch ohne weitere Ceremonie an meiner Seite niederließ. Während ich den Worten meiner Begleiterin liebedurstend lauschte, wartete meine Frau zu Hause mit dem Mittagessen. Sie sendet das Dienstmädchen aus, um mich zu suchen, die aber kommt natürlich zurück, ohne mich gefunden zu haben. Mein Weibchen besinnt sich nicht lange, nimmt Hut und Mantel und geht auf meine Entdeckung aus. Damit sie mich aber nicht verfehlt, ruft sie meinen Kartusch, — ein ausgezeichneter Spürhund, der auf die Worte: such' Herrchen! dressirt war, — um sie zu begleiten. Sie schlägt den Weg nach dem Schloßgarten ein; Kartusch schnuppert — hält die Schnauze zur Erde — wittert und so schreiten sie dem Verräther getreulich nach. Der charakterlose Pudel schlägt den Weg nach dem Forsthause ein; meine Frau tritt in das Haus, dem Instinkt des Hundes folgend, von da in den Garten und trifft uns, die eben aufgetragene Chokolade schlürfend, unbefangen beisammen sitzend.

„Also hier muß man den Herrn suchen," eiferte meine Frau, „wenn Sie mit meinem Manne Chokolade trinken wollen, Madame, so hätten Sie es bei mir zu Hause bequemer haben können."

Mad. Lehmann — so hieß das liebenswürdige Weibchen — sagte ihr, daß sie diese kleine Strafe für ihre unbegründete Eifersucht verdient hätte, daß ich ihr höchst gleichgültig wäre und daß sie, um ihre Schwäche nicht öffentlich zur Schau zu tragen, ihr riethe, bei

dem Rückweg ein recht freundliches Gesicht zu machen. Meine Frau war beschämt, Mad. Lehmann sehr heiter, ich wüthend auf den Hund und so gingen wir scherzend und lachend in die Stadt. Ich habe lange über dieses Abenteuer nachgedacht, aber nichts dabei profitirt, als die Moral: „Ehemänner müssen sich keine Pudel halten."

Der Winter neigte sich dem Ende und angelockt von dem Frühling, der aus allen Zweigen knospte, eilte ich wieder hinaus ins Freie, um in aller Frühe durch Feld und Flur zu streifen, und in Gottes herrlicher Natur mit dem ersten Morgenroth den majestätischen Aufgang der Sonne anzustaunen, weil ich in solchen Momenten mein besseres Ich befragend, die schönsten Entschlüsse für mein Leben fand.

Von einem solchen Spaziergang zurückkehrend, sehe ich am Thor einen alten Herrn, der mir sehr auffällt, mit einer Obstfrau sich scherzhaft unterhalten. Ein Mann von 50 Jahren, schön frisirtem Haar, modern gekleidet, grauer Frack, schwarze kurze Hosen, seidene Strümpfe, schöne Wäsche, auf dem feinen Batisthemdchen einen Solitair und in der Hand einen Stock mit einem Beil von Bronze. Meine Aufmerksamkeit auf ihn war einmal rege, ich blieb erst stehen, um mir ihn zu betrachten, ging aber dann auch zu der Frau und kaufte mir einige Aepfel. Dadurch hatte ich gewissermaßen Entrée für ihn bezahlt und machte mein Recht, so viel der Anstand es erlaubte, geltend. Wie ich gewünscht, so kam es; er redete mich an: „Sie sind Bürger dieser Stadt?"

„Nein, mein Herr, ich bin temporär hier, ich gehöre zu der Schauspielertruppe, die seit drei Monaten hier Vorstellungen gibt.“ „Ah, also Schauspieler hm! hm!“ sprach er gedehnt, maß mich vom Scheitel bis zur Sohle und fuhr dann in derselben Weise fort: „Haben Sie jetzt etwas vor, so will ich nicht stören, wenn es aber Ihre Zeit erlaubt, so möchte ich Sie bitten, mein Gast beim Frühstück zu sein. Ich bin diese Nacht erst angekommen, meine Familie möchte ich nicht gerne im Schlaf stören und allein schmeckt mir weder Speise noch Trank.“

Ich nehme sein Anerbieten dankbar an und da er den Weg über, bis zu seinem Logis im „Adler“ kein Wort weiter sprach, hatte ich Zeit über meine neue Bekanntschaft nachzudenken. Nie habe ich bei einem Manne solche Vorzüge gefunden. Edler Anstand, herablassendes Benehmen zeigten den Mann von Bildung und gaben seinem freundlichen Gesicht einen Zutrauen erweckenden Ausdruck. Ich freute mich, als wir das Haus erreicht hatten, denn ich hatte den Muth nicht, das Schweigen zu unterbrechen, weil ich nicht einmal wußte, wie ich ihn tituliren sollte. Seine elegante Tournüre verrieth einen Fürsten, oder doch mindestens einen Minister!

Das Frühstück war servirt und der Faden der Unterhaltung wieder aufgenommen. Er brachte zuerst das Gespräch über Kunst und Künstler in Anregung und hörte meine Ansicht ruhig an. Ich war mit mir sehr zufrieden, denn ich hatte alle Weisheit und Erfahrun-

gen ausgekramt und es kam mir vor, als ob ich meinem Fremden imponirt hätte. Nach einer Stunde kommt eine ältliche Dame, in sehr eleganter Toilette, zu uns herein, begrüßt mich und sagt dann: „Aber seit einer Stunde sind wir mit der Toilette fertig und warten auf Dich vergebens. Pfui, Döbbelin, das ist Unrecht!" Ich sprang vom Stuhl bei Nennung dieses Namens und wäre vor Scham über mein Theatergeschwätz lieber in die Erde gesunken, denn nun ging mir plötzlich ein Licht auf, daß sein Lächeln nicht Beifall, sondern vielleicht gar Spott war. Ich, ein Anfänger, hatte mit dem Königl. preuß. previligirten Schauspiel-Direktor Carl Conrad Casimir Döbbelin ein Gespräch über Kunst gepflogen — o, es war entsetzlich.

Der brave Mann weidete sich aber nicht an meiner Verlegenheit, sondern sprach in seinem herzgewinnenden Ton: „Ich komme von Stettin, wo ich Gastrollen gab und denke meine Kunstreise noch weiter fortzusetzen. So wie Sie vorhin andeuteten, geben Sie heute eine Vorstellung und Sie haben darin eine Hauptrolle. Ich muß doch meinen neuen Freund kennen lernen und deshalb bleibe ich heute hier und komme Abends ins Theater."

Mir schlug das Herz vor Freude und ich eilte zu meinem Direktor, um ihm die Ehre, die uns zu Theil werden sollte, mitzutheilen.

Der Zufall hatte es für mich glücklich gefügt, daß gerade die Operette „Die beiden Antone" gegeben wurden und ich darin eine meiner Paraderollen, den dum-

men Anton, zu spielen hatte. Die ganze Stadt freute sich auf den Besuch des berühmten Döbbelin und Jeder eilte, noch zur rechten Zeit ein Plätzchen zu bekommen. Direktor Wagner hatte einen großen Ehrensessel für den Ehrengast besorgen lassen, eine Aufmerksamkeit, deren sich nicht einmal der Herr Bürgermeister rühmen konnte. Der Rathhanssaal war überfüllt und das Publikum spendete der Vorstellung reichlichen Beifall, zollte besonders mir enthusiastischen Applaus und rief mich am Schlusse heraus. So muß dem Sieger nach der Schlacht zu Muthe sein, wie mir an dem Abend. Ich fühlte mich gehoben, verklärt, sah keine Coulissen, keine Garderobe, keine Collegen mehr, für mich war Alles wandelnder Lorbeer, der sich zu einem Kranz zu vereinen schien, um meine Stirne zu schmücken. Als nun gar Herr Döbbelin seinen Diener François in die Garderobe schickte und mich zum Diner einladen ließ, da fingen die Glückwünsche meiner Collegen an und gaben meinem Siegesrausch die ächte Weihe. Schnell schicke ich den Theaterdiener hin und lasse mir einen Fiaker holen — denn gehen kann man nicht, wenn man in höheren Sphären schwebt — fahre nach Hause, ziehe meinen besten Frack an und vorwärts Kutscher, nach dem Adler! Beim Um- und Ankleiden, im Wagen, hatte ich nur eine Idee: was wird Döbbelin zu Deinen Leistungen sagen? wie wird er sich freuen, in einer kleinen Stadt einen solchen Künstler gefunden zu haben? wie werde ich mich benehmen? bin ich bewußt, könnte

ich beleidigen; bin ich devot, vergebe ich mir meinen Werth. Ach was! ich trete natürlich auf, denn der wahre Künstler ist stets bescheiden!

Ich trete ins Zimmer und finde den Herrn Direktor, dessen Frau und seine zwei Kinder, die 13jährige Emilie und den 4jährigen Eduard. Wir nahmen Platz, essen und trinken, unterhalten uns, aber die Conversation berührt geographische und gastronomische Gegenstände und ignorirt Alles, was nur irgend an Theater und Kunst erinnert. Bis zum Dessert hatte ich es ausgehalten, aber nun konnte ich nicht länger die Frage unterdrücken, wie ihm Abends die Vorstellung gefallen habe. Ruhig legte er Messer und Gabel bei Seite, sah mich ernst an und gab mir dann folgende Antwort: „Ich habe es Ihnen lange angemerkt, daß Sie neugierig auf mein Urtheil, über Ihre heutige Leistung sind und Ihre Frage, wie mir die Vorstellung gefallen, soll richtig übersetzt heißen: wie habe ich Ihnen gefallen? Um Sie nun nicht länger auf die Folter zu spannen, so sage ich Ihnen, Sie haben mir gar nicht gefallen. Sie sind viel zu beweglich, haben noch nicht die unerläßliche Ruhe, um Ihren Gebilden Licht und Schatten zu geben. Es kann aus Ihnen vielleicht mit der Zeit etwas werden, aber Sie müssen von Vorne anfangen, müssen erst kleine Rollen gut spielen, bevor man Ihnen größere anvertrauen kann.“

Nach dieser Rede hörten die Gefühle des Siegers bei mir auf und ich theilte die Empfindungen des ge-

schlagenen Feldherrn. Bescheiden entgegnete ich, daß der gute Wille, etwas Vollkommenes in der Kunst zu leisten, mich stets beseelt, aber ich gebe zu, daß es mir an einer tüchtigen Leitung gefehlt hat.

„Junger Mensch," sagte Döbelin, der von meiner Bescheidenheit überrascht schien, „ich will gerne für Ihr Fortkommen sorgen, will Sie engagiren und gleich mitnehmen, denn zu Johanni kommt meine complette Gesellschaft in Posen zusammen. Ich gebe Ihnen freie Wohnung, Essen an meinem Tisch, Bedienung und 40 Thlr. monatlich." Ich erwiederte, daß ich mich durch sein Anerbieten geehrt fühle, aber doch erst mit meinem Direktor und meiner Frau Rücksprache nehmen müsse. „Sie sind verheirathet? das ändert die Sache! In Stettin hätte ich eine vorzügliche erste Liebhaberin engagiren können, mußte aber diese gute Acquisition aufgeben, weil sie verheirathet und ihr Mann noch nebenbei ein unverträglicher Brummbär ist."

Die Sache war abgebrochen, ich sah, daß die Familie sich nach Ruhe sehnte und empfahl mich deshalb ihrem ferneren Wohlwollen. Jetzt ging ich nach Hause und kam noch zu rasch vom Fleck. Wie Blei drückten mich die Worte des berühmten Künstlers nieder und es war mir schmerzhaft, mir gestehen zu müssen, er habe Recht.

Meine schöne Hoffnung war in Luft zerronnen, denn ich konnte und wollte meiner Frau die Proposition einer Trennung nicht machen. Ich hatte eine sehr unruhige

Nacht, denn ich wußte mir keinen Rath. Mittags wollte Döbbelin abreisen und deshalb bestimmte ich meine Frau, ihm ihre Aufwartung zu machen und ich begleitete sie, um mich für die mir erwiesene Aufmerksamkeit zu bedanken. Wir traten den, wie ich später beweisen werde, für uns verhängnißvollen Weg an, statteten unsern Besuch ab und beurlaubten uns, ohne mehr als die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen ausgetauscht zu haben. Wir sind schon an der Hausthüre, da fällt ein so furchtbarer Regen, daß ich meine Frau in die Gaststube führen muß. Nach wenigen Minuten fährt eine Extrapost vor und ladet einen mürrischen Mann und ein weibliches Wesen ab. Sie bestellten ein Zimmer, um die Nacht dazubleiben. In demselben Augenblick bläs't der Postillon und Madame ruft ihrem Gemahl die Worte zu: „ach, lieber Heinrich, ich habe meine Schuhe im Wagen vergessen, bitte, hole sie mir.“ Der Mann mit Hut und Mantel rührt sich nicht vom Platze, schneidet widerliche Grimassen und meint, sie solle selbst gehen, die Beine würden ihr nicht davon abfallen. Eine unangenehme Scene fürchtend, schlich ich mich hinaus, hole die Schuhe und setze sie der Dame hin. Sie dankte mit einem freundlichen Blick. Bei dem Hinausgehen hörte ich, wie der Murrkopf zu seiner Frau sagte: „daß wäre ein Mann für Dich.“

Als die Beiden sich entfernt, hatte sich der Regen gelegt, aber am häuslichen Horizont stieg ein Wetter auf. Meine Frau, die schon lange etwas auf dem Kerb-

holz hatte, benutzte die Gelegenheit und tadelte mich wegen der Gefälligkeit, die ich soeben der fremden Dame erwiesen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß die Fremde mich mit verliebten Blicken fixirt, daß ich diese Blicke erwiedert und sie wieder die Hintergangene, Betrogene wäre. Diesem Treiben will ich ein Ende machen, sagte sie, ich gehe zu meiner Mutter. Da ich an dem Auftritt schuldlos war, entgegnete ich ihr manches, das ihr nicht gefiel und es kam leider zu einem heftigen Wortwechsel. Sie eilte, kaum nach Hause gekommen, zum Direktor, bat ihn, sie ohne Kündigung zu entlassen, da sie zu ihrer Mutter müßte. Lakonisch sagte dieser: „Sie können reisen und in Gottesnamen auch ihren Mann mitnehmen. Diese Nachricht brachte mir noch mein Weibchen, ging dann auf die Post, ließ sich einschreiben und einige Stunden später war sie auf der Chaussee nach Posen.

Mich verdroß die Aeußerung des Direktors, deshalb ging ich hin und stellte ihn zur Rede. „Ich dachte, Ihre Frau hätte für Sie mitgesprochen", entschuldigte er sich, „aber da Sie hier bleiben, ist es mir um so angenehmer." Ich sagte: „ich muß Sie nun schon bitten, bei Ihrem ersten Ausspruch zu bleiben, meine Entlassung ist mir erwünscht." Da ich mich auf weitere Verhandlungen nicht einließ, erhielt ich seine Einwilligung zu meinem Austritt aus seinem Engagement. Jetzt eilte ich zu Döbbelin, fragte ihn, ob er sein Anerbieten noch gesonnen sei zu halten, indem ich jetzt als Garçon bei

ihm eintreten könnte. Höchst erfreut über diese Nachricht reichte er mir die Hand und sagte: „machen Sie Sich zur Abreise fertig.“ Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß Herr H. Lami mit seiner Frau von Stettin gekommen, im Gasthof einen heftigen Streit gehabt und der Mann sofort Postpferde bestellt und allein zurückgefahren sei. Diese junge Dame habe ich engagirt, sagte er, es ist dieselbe, die ich schon in Stettin als Künstlerin bewunderte.

Wir blieben noch einen Tag in Schwedt und fuhren dann in einem bequemen Wagen nach Landsberg an der Warte, wo Döbbelin einen Freund hatte, den Apotheker Modro, den er seit vielen Jahren nicht gesehen. Der Wagen hatte ein Cabriolet, worin Mad. Lami und ich placirt wurden. Sie war sehr wortkarg, seufzte oft und war trotz aller Anstrengung von meiner Seite, sie zu unterhalten, nicht zum sprechen zu bewegen. In Landsberg angekommen, stiegen wir im Gasthof ab und da wir in einem Hause wohnten, benutzte und suchte ich jede Gelegenheit, mich ihr gefällig zu zeigen. Sie bemerkte es, reichte mir lächelnd ihre schöne Hand und sagte: „Sie sind ein guter Mensch!“ Nie werde ich diese Worte vergessen; solcher Ton trifft und zündet, gleich Blitz und Schlag! Ich bin überzeugt, daß Jeder, der stärker war als ich, hingerissen, bezaubert gewesen wäre. Von nun an wurde sie etwas ungenirter und entfaltete ihre geistigen Vorzüge auf eine überraschende Weise. Dabei besaß sie ein sanftes, ein-

schmeichelndes Wesen, ein so bescheidenes Benehmen, daß es kein Wunder war, daß sich ihr alle Herzen zuwendeten und meines ganz besonders in Affection genommen wurde. Es war die erste Dame meiner Bekanntschaft, die wirkliche Bildung besaß.

Abends bei Tische kam Döbbelin freudig erregt in den Salon und verkündete uns, daß er den Bitten seiner vielen Freunde nachgegeben und hier beiläufig zwei bis drei Wochen Vorstellungen geben würde. Das Theater wurde auf dem Rathhaussaal schnell aufgebaut, Liebhaber borgten Decorationen und so wurde nach einigen Tagen die erste Vorstellung gegeben. Wir gaben „Der Schatzgräber" mit Döbbelin als Geronte und die „Zerstreuten", worin er wieder als Mengkorn excellirte. Ich spielte in der Operette den Johann und in dem Lustspiel den Major. Beide Stücke ernteten reichlichen Beifall und wurden bei vollem Hause wiederholt. Unter den acht Vorstellungen, welche wir gaben, war auch die alte Operette „Röschen und Colas", die sehr gefiel.

Der Zufall führte uns zwei brauchbare Mitglieder zu, meinen alten Freund, Julius Berg, der als Tanzmeister sich hier aufhielt und einen jungen vagirenden Mimen, Namens Hollaender. Durch diesen Zuwachs konnten wir „Benjowsky" in Scene setzen. Mir wurde der Graf zugetheilt und meiner liebenswürdigen Collegin, Mad. Lami, die Affanasia. Wir studirten unsere Rollen zusammen, ich mußte ihr mehrere Stellen laut vorlesen, als sie mich plötzlich unterbrach und mir die

Frage stellte, ob ich ihr wohl ein richtiges Urtheil zutraue. Als ich mit einem aufrichtigen „Ja“ antwortete, sagte sie, sie wolle mir die Rolle einstudiren. Mein Unterricht fing damit an, daß sie mich auf meine Sprachfeler aufmerksam machte, mir den Charakter detaillirte und dann hinzusetzte: „es wird schwer werden, denselben richtig wieder zu geben, denn Sie spielen sich selbst und die Erfahrung hat mich überzeugt, daß nichts schwerer ist, als den eigenen Charakter auf der Bühne wiederzugeben. Ich will Ihnen einen kleinen Beweis von dem, was ich hier aufstelle, liefern. Benjowsky ist in Aphanasia verliebt, liebt aber auch seine Frau über Alles! Wie kann man zwei weibliche Wesen zugleich aufrichtig und mit derselben Leidenschaft lieben? Sie sind in gleicher Lage; Sie sind verheirathet, lieben Ihre Frau — wie Sie mir oft gestanden — zärtlich, und sind auf dem Punkte, sich in mich zu verlieben. Diese Bemerkung zurückzuhalten, bin ich nicht prüde genug, vielmehr will ich Ihnen den Beweis damit geben, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine.“ Der Unterricht wurde fortgesetzt. Wir standen früher auf, studirten im Freien und ich mußte meine Rolle laut recitiren, wobei sie mich auf meine Fehler aufmerksam machte, und von Scene zu Scene so lange wiederholen ließ, bis das Ganze den nöthigen Schliff erhalten hatte.

Endlich kamen wir zur Probe und es ging ganz vortrefflich. Die Frau Direktorin machte eine Bemerkung über den besondern Fleiß, den ich auf meine Rolle

verwendet und nannte mich „Sargin." So wie meine Collegen bei der Probe, so war das Publikum bei der Vorstellung von meiner Leistung überrascht und überhäufte mich mit Zeichen des Beifalls. Mad. Lami theilte mit mir den Enthusiasmus, indem ihre Darstellung der Alphanasia den Glanzpunkt des Abends bildete. Selbst Frau Direktorin Döbbelin, eine Künstlerin von hoher Bedeutung, umarmte die schöne Frau, indem sie ihr die Versicherung gab, sie habe ihr einen großen Kunstgenuß bereitet. Eine Auszeichnung, die zu den Seltenheiten gehörte.

Die Honoratioren der Stadt gaben uns ein feines Soupé nach der letzten Vorstellung und wir fuhren dann nach Posen. Da ich bereits als erklärter Audorateur der Mad. Lami galt, war es mir nicht angenehm, gerade dahin zurückzukehren, wo meine Frau war. Diese benahm mir aber selbst die Unruhe darüber, indem sie abreiste, bevor wir noch die Stadt betraten. Für Mad. Lami besorgte ich eine bequeme Wohnung und ich zog wieder zu Döbbelin's. Ueberall fehlte sie mir, ich klagte mit unserm treuen François sehr oft darüber und sann auf Mittel, um sie wieder in unser Haus zurückzuführen. Ich besuchte sie sehr wenig, um ihren guten Ruf nicht auf's Spiel zu setzen, aber meine früheren Freunde besuchte ich gar nicht.

Die Gesellschaft war klein und bestand aus folgenden Mitgliedern: Frau von Süvier, Mad. Lami, Mad. Döbbelin, Mad. Ruhle, Mad. Hartmann, Dem. Meyer,

und Dem. Emilie Döbbelin. Herren: Döbbelin, F. Ruhle, Karschin, Beyer, Berg, Hollaender, Dioventa, Rosenthal, Winter und Müller. Es war zur Johannizeit, wo wir täglich spielen mußten, was uns sehr beschwerlich war, weil wir keine Opern gaben.

Direktor Bogoslawsky kam mit seiner polnischen Truppe von Warschau und mußte, da er kein Lokal hatte, an Döbbelin für zwei Vorstellungen per Woche 100 Dukaten zahlen. Um nun auch diese Abende nicht zu verlieren, ließ unser Direktor im Hotel de Saxe ein kleines Theater aufbauen. Der Besuch war auch hier eben so zahlreich, und Döbbelin erübrigte in dieser Saison baare 5000 Thlr. Döbbelin kündigte die ganze Gesellschaft und versprach dem Publikum für den Winter eine vollständige Oper, wenn es sich an einem Abonnement betheiligen wollte. Nach wenigen Tagen trug die Liste so viele Unterschriften, daß ein Betrag von 1800 Thlr. monatlich auf 7 Monate festgestellt werden konnte.

Mad. Lami und ich waren die Glücklichen, die von der Direktion eingeladen wurden, mit ihnen den Sommer in Warmbrunn zu verleben. Ich wurde beauftragt einen Wagen zu kaufen und Alles zur Reise einzurichten. Nachdem ich zur allgemeinen Zufriedenheit das Nöthige besorgt, ging es per Extrapost in die schlesischen Gebirge nach Warmbrunn. Unser François war ein guter Koch und hatte sich als solcher die Zufriedenheit seines Herrn, der auf eine gute Tafel hielt, erworben.

Kaum waren wir acht Tage da, so hatte auch schon das gemüthliche Nichtsthun ein Ende. Döbbelin hatte dem Herrn Grafen Schaffgotsch versprechen müssen, einige Vorstellungen zu geben. Die Bühne wurde im Cursaal gebaut und die sämmtlichen Unkosten trug der Herr Graf. Das war alles ganz gut, aber wir hatten keine Mitglieder. In dem benachbarten Hermsdorf war eine kleine Truppe, aber wir wagten es nicht, oder vielmehr wir hielten es für unmöglich, dort gute Subjekte zu suchen. Indeß das Feuer braunte auf den Nägeln und deshalb unternahm Döbbelin mit mir einen Spaziergang dahin, um uns, wie er sich ausdrückte, einen Spaß zu machen. Es wurden die „Verwandschaften" gegeben, worin zu unserem Erstaunen nicht nur Schauspieler, vielmehr geniale Künstler mitwirkten. Ich führe nur die Namen: Beyer, Dorsch, Zuchen, Wilhelmi und Meyer (Lokal-Komiker) an, um das Gesagte zu dokumentiren. Nach der Vorstellung, die Döbelin sehr befriedigt hatte, gab er sich den Mitgliedern zu erkennen, proponirte ihnen ein Gastspiel für einige Tage in der Woche und bot ihnen ein anständiges Honorar. Der Vertrag wurde abgeschlossen und wir kehrten vergnügt über unsern Fund nach Hause zurück.

Unsere erste Vorstellung war: „Das zugemauerte Fenster" und „Eine Heirath durchs Wochenblatt", Döbbelin als Küpper und Knochen enthusiasmirte wieder das Publikum. Diese Leistungen sind mir aber unvergeßlich, wie denn überhaupt ein solcher Künstler nie ge-

nug geschätzt werden kann. Der Beifall, der unsere Vorstellungen begleitete, hatte auch eine Anfrage aus Hirschberg zur Folge, der wir denn auch nachkamen und acht besuchte Abende dort verbrachten. Die fortwährenden brillanten Geschäfte und das gute Herz unseres Direktors bereiteten auch uns eine große Freude. Madam Lami erhielt ein werthvolles Armband, ich eine schöne goldene Uhr. Seine drei Söhne, Conrad, Carl und Alexander, die in der Winkelmann'schen Anstalt in Magdeburg waren, jeder einen goldenen Siegelring.

Döbbelin bekam von dem Professor Rhode einen Antrag auf 12 Gastrollen nach Breslau und garantirte ihm für jede Rolle 100 Thlr. Der Schriftsteller Carl Schall kam eigens zu dem Zweck nach Warmbrunn und schloß den Vertrag ab. Nachdem Döbbelin eingewilligt hatte, reiste er noch erst mit uns nach Schweidnitz, wo wir abermals ausgezeichnete Geschäfte machten.

Das sorgenlose Leben unseres Direktors machte ihm den vortheilhaften Antrag von Breslau vergessen, weshalb er eine Mahnung erhielt, sofort zu kommen. Es hatte gerade die berühmte Frau Händel-Schütz gastirt und Döbbelin sollte der neue Magnet für die Kasse sein. Man unterhandelte auch mit Petermann, dem ein guter Ruf seiner neuen plastischen Vorstellungen voranging. Die 1200 Thlr. einzubüßen war zu schwer; Döbbelin konnte aber nicht fort, also blieb ihm nichts übrig, als zu einer List seine Zuflucht zu nehmen. Seine Frau und ich wurden über Hals und Kopf in einen Wagen

gepackt, nachdem ich Auftrag erhalten, für gewisse Rollen die nöthige Garderobe mitzunehmen und das Uebrige würde ich auf der Reise erfahren. Meine Begleiterin sagte mir, daß ich, durch meine Aehnlichkeit und Talent dazu berechtigt, die Gastrollen unter dem Namen ihres Mannes abspielen sollte. Mein Erstaunen war groß, aber noch größer die Einwendungen, die ich dagegen machte. Da aber die Sünde der Frau Direktorin am größesten war, mußte ich schweigen und meine Zustimmung geben.

Einige Tage nach dieser Unterredung prangte schon Carl Döbbelin als Gast auf dem Breslauer Theaterzettel. Ich spielte den Schatzgräber und den Kosak in „Kosak und Freiwilliger", gefiel außerordentlich und wurde wiederholt gerufen. Ich war nicht wenig stolz auf meine Lorbeeren, wenn ich mir auch zugestand, daß ich auf den Namen des berühmten Mannes den größten Theil davon übertragen mußte. So sonderbar es auch erscheint, meine Pseudonomität fiel Niemanden auf und ungestört genoß ich die Freuden des Beifalls, der mir von Allen als schuldiger Tribut für meine Leistungen gezollt wurde. Eine kleine Zufälligkeit allein hätte bald zum Verräther an uns werden können. Der Hofrath Töpfer aus Warschau, ein alter Intimus von Döbbelin, hatte dessen Namen auf dem Zettel gelesen und eilte natürlich in unser Hotel, um ihn aufzusuchen. Mit den Worten: „wo ist mein alter Freund?" stürzte er in unser Zimmer. Frau Döbbelin, die fast nie die Fas-

sung verlor, eilte auf ihn zu und empfing ihn mit der raschen Entgegnung: „Sie suchen gewiß meinen Mann? der ist nicht hier, es ist mein Sohn Carl, den ich Ihnen hiermit vorzustellen die Ehre habe.“ Gegenseitige verblüffte Begrüßung und schnelle Entfernung des Fremden war das Resultat dieser Ueberraschung. Die Rolle, die ich hier spielen mußte, fing an, mir lästig zu werden und freudig vertauschte ich den erborgten Ruhm für die Nachricht der Ankunft meines Direktors. Er war mit meiner Haltung sehr zufrieden, lobte mich mehr, als ich es verdiente und brach mein Incognito selbst ab, indem er dem Publikum diese Mystifikation in entschuldigender Weise mittheilte. Daß ich nur dabei gewann, versteht sich von selbst. War es mir gelungen, durch meine Leistungen das Publikum heranzuziehen, so kam es jetzt in Schaaren herbeigeströmt, um den Doppelgänger, der Alle so schön an der Nase herumgeführt, bewundern zu können. Die Direktion lachte sich ins Fäustchen, denn es hatte nun zwei Gäste, die allabendlich eine goldene Ernte brachten. Döbbelin hatte in der Olauerstraße für uns ein großes Quartier gemiethet. François packte die, von mir in Posen acquirirte, Küchen-Batterie aus und das fidele Leben fing wieder in unserm Hause an, die Oberhand zu gewinnen. Täglich hatten wir neue Tischgäste, die von Döbbelin mit fürstlicher Verschwendung bewirthet wurden. Die ersten Mitglieder des Breslauer Stadttheaters, Anschütz, Stawinsky, Schmelka, Musevius, Bierey u. A. m. wechsel-

ten an unserer Tafel ab und verliehen den Diné's und Soupé's den Nimbus, der die Würze eines solchen Mahles stets erhöht.

„Die beiden Klingsberge" hätten bald Veranlassung zu einer tragischen Katastrophe geben können. In der Duellscene zwischen Klingsberg d. J. (Anschütz) und Lieutenant Stein (Günther) parirte dieser in der Quart statt in der Terz und brachte dadurch die Degenspitze in den Mund seines Gegners, daß dieser blutend zusammenstürzte. Der Schreck und die Theilnahme war allgemein, hatte aber zum Glück keine bösen Folgen.

Petermann, der auch nach Breslau gekommen war, konnte sich mit dem Professor Rhode nicht einigen und wandte sich deshalb an Döbbelin, dessen Gastspiel beendet war, mit der Bitte, mit ihm in Compagnie Vorstellungen auf einem kleinen, neuzuerbauenden Theater zu geben. Die Idee wurde beifällig aufgenommen und Döbbelin eilte sofort zu seinem Protektor, dem Feldmarschall Blücher und theilte ihm seine Absicht mit, indem er die Bitte damit verband, bei den Couratoren ein gutes Wort einzulegen, daß man uns den Saal der Aula Leopoldina dazu bewillige. Der greise Held versprach den Wunsch nach Kräften zu unterstützen und nach einigen Tagen überbrachte uns ein Diener des Fürsten die frohe Nachricht der Bewilligung unserer Bitte. Nun wurde Alles in Bewegung gesetzt, ein prächtiges improvisirtes Theater aufgebaut mit Decorationen von dem berühmten Maler Aragoni, bequeme

Sitzplätze eingerichtet und eine Vorstellung **comme il faut** arrangirt. Hagemann hatte für mich einen Prolog gedichtet, dazu gaben wir „Unser Verkehr" und „Die Zerstreuten". Von Petermann war ein Tableau in drei Abtheilungen, „Die Hirten an der Krippe" dazu gewählt. Unsere Vorstellung gefiel dem zahlreichen Auditorium ungemein, wir wurden nach jedem Stück gerufen. Alles war nun gespannt auf die plastischen Bilder. Ein sanftes Adagio leitet den Sinn des Publikums auf diese neue Erscheinung hin, der Vorhang geht auf und nach einer kleinen Pause des Erstaunens bricht der Beifall des Publikums in lautem Bravo aus. Nach dem dritten Bilde kommt aber erst der Knalleffekt, die bengalische Flamme. Alles ist erstarrt und blickt mit ängstlichem Staunen in das Flammenmeer des niegesehenen Glanzes. Die Professoren aber stürzen von einem panischen Schrecken ergriffen auf die Bühne und nehmen sofort die uns ertheilte Bewilligung, zu ferneren Vorstellungen, zurück. Sie jammerten laut über die schönen Fresko-Gemälde des Platfonds und über den unersetzlichen Verlust. Petermann's Versicherung, daß die Gemälde durchaus keinen Schaden dadurch erleiden würden, blieben unberücksichtigt, wohl aber der Wille unerschütterlich, sofort das Lokal zu räumen. Jeder Versuch, diese strenge Maßregel rückgängig zu machen, scheiterte an der strengen Consequenz der Professoren und statt den gehofften sichern Gewinn zu erzielen, blieb mir für meine Person nichts übrig,

als die Erinnerung, der Einzige jetzt noch lebende Schauspieler zu sein, der in der Aula-Leopoldina Comödie gespielt. Durch diese Störung wurde unsere Abreise nach Posen beschleunigt. Nachdem ich auf Döbbelin's Geheiß drei junge Schauspieler, die Herren Unger, Peglo und Schütz für sein Unternehmen engagirt, ging's per Extrapost nach unserem Eldorado. Unterweges fragte mich Döbbelin, ob ich bei Kasse sei, denn er sei durch die vielen Ausgaben und fehlgeschlagenen Versuche in Breslau, sehr erschöpft. Als ich seine Anfrage mit Ja beantwortete und ihm meine kleine Baarschaft hinreichte, war er sehr erstaunt, nahm es zu meiner großen Freude an und erstattete es mir später mit reichlichen Zinsen. Ich bezog in dem Hause meines Gönners eine freundliche Gartenwohnung, die einen separirten Ausgang hatte. Unter den neuengagirten Mitgliedern waren besonders die Damen Lehmann und die erste Sängerin Mad. Moeser, welche mich besonders interessirten. In Begleitung der Letzteren war auch Conrad Döbbelin auf Besuch gekommen. Er wurde mein Stubenbursche und ich lernte in ihm einen höchst liebenswürdigen jungen Mann kennen. Obgleich wir uns sehr gut vertrugen, ertheilte uns doch die Frau Direktorin Verhaltungsmaßregeln. Unter Anderem bat sie uns, uns nie zu dutzen, denn, fügte sie hinzu: es ist viel leichter zu sagen: „Du bist ein Esel, als S i e sind ein Esel!" und ich fand, daß die kluge Frau in vollem Recht war. Meine Liebe, Mad. Lami, mußte wieder

ihre Wirthschaft allein führen, was ihr dieses Mal schwerer wurde als früher, weil ich sie sehr verhätschelt hatte. So leid es mir that, durfte ich doch nichts daran ändern, denn ihr Ruf ging mir über Alles!

Die Gesellschaft war complett und zählte tüchtige Kräfte. Besondern Ruf haben sich später erworben, die Herren: Hanstein (erster Tenor), Meisener (erster Bassist), Christian Fabrizius (zweiter Tenor), Laubacher (tiefer Baß), Beyer (jugd. Liebhaber), Dioventa (Tenorbuffo), Wilhelmi, Preuschhof, Unger, Müller, Peglow und Schütz und die Damen: Frau und Dem. Lehmann und Lami. Musikdirektor Damke. Das Ensemble war vortrefflich und wirkte mit Lust und Liebe für ihren, von Allen ohne Ausnahme, geschätzten Direktor.

Schon seit längerer Zeit bemerkte ich an meinem lieben Zimmerkollegen eine auffallende Unruhe, weshalb ich ihn in einer traulichen Stunde nach der Ursache fragte. „Lieber Theodor," erwiederte er mit glühender Leidenschaft, „ist es möglich kalt und herzlos zu bleiben, wenn man das Bedürfniß in sich fühlt, sich den Künstlern anzureihen, die sich den unsterblichen Kranz des Nachruhmes durch ihre Leistungen erringen? Muß ich nicht der Laune meines Vaters unterwürfig sein und in kalten Zahlen, die Sehnsucht der Bühne anzugehören, ersticken? Ich fühle, daß auch ich mich dereinst diesen Künstlern, die mir ein so vortreffliches Vorbild sind, an die Seite stellen dürfte, aber ich muß darauf verzichten und ein Alltagsmensch bleiben, der, wie viele

Tausende, gelebt hat und vergessen wird." Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach die erste Gelegenheit zu ergreifen, um sein Vorhaben zu unterstützen. Zu seiner nicht geringen Freude fand sich bald eine treffliche Gelegenheit seine Begierde zu befriedigen. Döbbelin mußte nach Warschau und seine Abwesenheit war der Zeitpunkt, den Conrad ergriff, um seine Mutter in sein Geheimniß zu ziehen. Die Mutter gab bald seinen Bitten nach und so betrat er als Hans Michel in „Drei Väter auf einmal" zum ersten Male die Bühne. (Als Kind hatte er allerdings oft mit Glück debütirt.) Er entfaltete ein schönes Talent und ward vom Publikum sehr wohlwollend aufgenommen. Als nun der Vater zurückkam und den günstigen Erfolg vernahm, sträubte er sich nicht länger gegen den Wunsch seines Sohnes, ließ ihn noch den Paul in der „Schweizerfamilie" singen und engagirte ihn dann.

Wie bei den meisten Bühnen, so war doch, trotz unserer Eintracht, ein reudiges Schaaf unter uns, das sich ein Vergnügen daraus machte, Unfriede unter uns zu sähen. Stets hinterbrachte derselbe dem Direktor Neuigkeiten, bald hatte dieser, bald jener Schauspieler etwas Nachtheiliges über die Direktion gesprochen und machte es überhaupt, wie derartige Creaturen es zu machen pflegen. Eine ziemlich lange Zeit hatte Döbbelin sich die Sache mit angehört und beschloß endlich, den guten Mann für seine Anhänglichkeit zu belohnen. Es wurde große Gesellschaft gegeben, wozu sämmtliche

Mitglieder geladen waren. Alle wurden freundlich empfangen, aber Einer mit ganz besonderer Auszeichnung und dieser war Preuschhoff! Döbbelin nahm ihn bei der Hand, führte ihn zum Ehrensitz und sagte dann, indem er sich an uns wendete: „Meine Herren! Sie wundern sich vielleicht über die Auszeichnung, die ich diesem Ehrenmanne zu Theil werden lasse, aber Ihre Verwunderung wird sich bald in Bewunderung verwandeln, wenn Sie seine Verdienste um mich und meine Familie erfahren. Sie, Herr Hanstein, haben vor dem Schauspielhause auf offener Straße über mich gesprochen; Sie, Herr Meisener und Sie, meine Herren, haben dasselbe gethan. Ich erkläre Sie Alle für meine Feinde, nur dieser Ehrenmann ist mein einziger Freund. Hüten Sie Sich in seiner Gegenwart etwas zu sprechen, denn er sagt es mir immer wieder.“ Preuschhof wollte sich erheben, aber Döbbelin drückte ihn stets wieder nieder, indem er ausrief: „Bleiben Sie, theurer Freud, auf ihrem Ehrensitz, Sie meinen es allein gut mit mir, denn diese Alle haben mir noch niemals etwas hinterbracht.“ Diese Lektion war bitter, trug aber gute Früchte. (Möchten doch alle Direktoren seinem Beispiele folgen.)

Noch eine Episode aus dieser Zeit will ich nicht unerwähnt lassen, weil sie eine höchst komische Pointe enthüllt. Bei Posen lebte ein Graf Radulinsky, ein großer Musikfreund, der sich sogar einen eigenen Sänger hielt. Dieser Sänger, Namens Hoppe, war mit

einer vorzüglichen Tenorstimme begabt und daher der Liebling des Herrn Grafen. Hoppe kam mit seinem Gönner oft zu uns in's Theater und verliebte sich bei dieser Gelegenheit sterblich in Mad. Hartmann. Die einzigen glücklichen Augenblicke, die ihm Blüthen waren, wenn er die schöne, bescheidene Frau auf der Bühne sah und ihr einige Complimente über ihr Spiel zuflüstern konnte. Eines Tages war Hoppe bei einem Diner im Hotel de Saxe, wo bei dem Dessert glacirte Maronen herumgereicht wurden. Die süßen Dingerchen sehen und an seine Flamme denken war eins. Er wickelt einige Maronen in Papier und schiebt sie in die Rocktasche, um sie in der Vorstellung dem Gegenstand aller seiner Gedanken in die zarte Hand zu spielen. Sein Freund Schupansky, der den Zweck dieser verschwundenen Früchte ahnet, will sich einen Spaß mit ihm machen, geht in den Hof, nimmt etwas von der Erde, wickelt es gleichfalls in ein Papier und praktizirt auf eine geschickte Weise dieses in Hoppe's Tasche, indem er die Maronen herausstipitzt. Abends war „König Ottokar" im Theater und nach dem ersten Akt eilt Hoppe außer Athem und voll Sehnsucht auf die Bühne, drückt seiner angebeteten Hartmann das Papier in die Hand, indem er ausruft: „Meine Theure, ich denke ewig an Sie, verschmähen Sie die kleine süße Gabe nicht, sie ist von Ihrem Hoppe." Dabei entfernte er sich und Mad. Hartmann eilt in die Garderobe, ruft ihre kleine Tochter Marianne und untersucht dann neugierig den In-

halt. Das Parfüm war nicht empfehlend, auch konnte man aus der Form nicht recht klug werden, weshalb man den Theatermeister Dille herbeiruft und ihn um Aufklärung bittet. Dille, ein geborner Sachse, besieht das Geschenk und sagt dann in seinem singenden Jargen: „Mad. Hartmann, das ist gefrorner Hunded—." Die Künstlerin ist außer sich über diese Blamage, bekommt Krämpfe und kann nur mit Mühe wieder zu sich gebracht werden. Der Scandal hatte auch mich herbeigelockt und als ich um die Ursache dieses plötzlichen Anfalles mich erkundigte, erzählt Mad. Hartmann mir, mit Thränen in den Augen, daß Hoppe sie schon lange verfolge und da sie seinen Anträgen kein Gehör schenke, habe er sich auf eine so unedle Weise gerächt. Ich fand das infam und sann eben darüber nach, wie ich der armen Frau Genugthuung verschaffen könnte, als der Zufall Hoppe gerade in dem Augenblick auf die Bühne führt. Ihn sehen, auf ihn zustürzen und ihm eine Ohrfeige geben, war das Werk eines Augenblicks. „Um Gotteswillen, Herr Müller, was machen Sie?" ruft er und stürzt die Treppe hinunter, wo sein Freund Schupinsky ihn gerade in Empfang nimmt. Er klagt diesem die Beleidigung, die ich ihm angethan und wünscht den Grund davon zu wissen.

Schupinsky kann das nicht von mir begreifen, eilt deshalb auf die Bühne und stellt mich zur Rede. Ich theile ihm den Hergang mit und er bricht in ein schallendes Gelächter aus, indem er ausruft: „Hoppe ist

unschuldig, ich habe mir einen Scherz mit ihm erlaubt. Darauf eilt er zu Mad. Hartmann, bittet um Verzeihung seines leichtsinnigen Witzes und bringt endlich Alles in Ordnung. Eine allgemeine Versöhnung war das Ende dieser tragi-komischen Geschichte.

Ein anderes Ereigniß war gleichfalls von so drastischer Wirkung, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen. Wir gaben „Das Donauweibchen" (3. Theil) Musik von Bierey. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Alles ging ruhig und beifällig von Statten, als plötzlich im dritten Akt ein furchtbarer Krach Alles verstummen machte. Starr blickte die Menge nach der Gallerie, die aus den Angeln gewichen, über zwei Schuh herausgerückt war. Indem ich dem Auditorium Zeit lasse sich zu erholen, will ich versuchen, ein Bild von dem zu entwerfen, welches sich jetzt auf der Bühne gruppirt hatte. Links in der Proceniumsloge saß die Frau Direktorin, die in Ohnmacht gefallen war und von Larifari (Döbbelin) wieder zum Bewußtsein gebracht wurde, indem er ihr mit seinem Hut Luft zufächelte. Madam Hartmann lag auf der Bühne in Krämpfen und ihre Tochter, die kleine Bertha, als Affe costümirt, lag über ihre Mutter, streichelte sie und rief unaufhörlich: „Mutter, liebe Mutter!" Im Hintergrunde eine Gruppe halb ohnmächtiger Nonnen, die von den Teufeln, Furien und herbeigeeilten Theaterleuten besänftigt wurden. Der Fürst Radziwill hatte seine Loge rechts im Procenium, bückte sich zurück und rief mich hervor. Ich als Minneward

nahm in der Zerstreuung, statt des Hutes, meine Perücke vom Kopf, mich respektsvoll nach seinem Wunsch erkundigend. Ich hätte ein Maler sein mögen, um dieses Bild der Nachwelt überliefern zu können. Der Polizei-Direktor Tatzler war auf eine Bank gestiegen und beruhigte das ,Publikum, indem er sagte: „gehen Sie alle ruhig nach Hause, die Herrschaften auf der Gallerie zuerst und es wird Niemanden etwas zu Leide geschehen.“ Sein Muth und seine weisen Anordnungen verhüteten großes Unglück, denn es war furchtbar anzusehen, wie die gesunkene Gallerie nur noch an den Ecken der Balken festhielt.

Zur selben Zeit ließ sich ein Herr Gründler, Virtuos auf der Guitarre hören, der sehr melancholische, aber beifällige Conzerte im Theater gab. Er besuchte mich und äußerte seine Freude über die zwei schönen Pistolen, die über meinem Bette hingen. Ich sagte, daß sie ein Geschenk meines Direktors wären, und ich sie deshalb sehr in Ehren hielt. Würden Sie mir wohl eine borgen, redete er mich an, er sei ein guter Pistolenschütze und möchte sich ein wenig damit unterhalten. Da ich keinen Grund hatte, sie ihm zu verweigern, so willigte ich gerne ein. Er nahm sich eine davon, dankte für meine Breitwilligkeit und entfernte sich. Am andern Morgen hatte er sich in Groschewo erschossen!

Da mein Direktor mich stets protegirte, so konnte ich mir auch immer die besten Rollen wählen. Eines Tages wird das neue Stück: „Partheienwuth“ ausge-

theilt und ich erhielt die Rolle des Gottlieb Koke. So effektvoll diese Partie auch ist, so hatte ich doch keine Lust, sie zu spielen, weil vom Dichter jede Bewegung vorgeschrieben und meiner Meinung nach der Schauspieler dadurch zur Marionette herabgestellt wird. Ich gab die Rolle zurück und sie ward einem jungen strebsamen Manne, einem Namensvetter von mir anvertraut. Dieser gab sich unendliche Mühe, reussirte und errang in der Theaterwelt darin einen solchen Ruf, daß man ihm den Namen „Koke-Müller“ beilegte.

Fürst Ratziwill war der Protege aller Künstler und gab alle Donnerstage eine Soiree, wozu auch wir eingeladen wurden. Bei dieser Gelegenheit hatte ich einst das Glück, mich lange mit Sr. Durchlaucht zu unterhalten. Er fragte mich, warum ich noch nicht in Berlin gespielt. Ich erwiederte, daß es mir an Connexionen fehle und daß ohne diese es fast unmöglich sei, ein Gastspiel zu erlangen. (Damals unter Iffland sowohl wie unter Graf Brühl war es das Höchste, was ein Künstler erringen konnte, bei der Hofbühne zu gastiren.) Der Fürst sagte mir, daß er in acht Tagen eine Reise nach Berlin antrete und wenn ich Lust hätte, so sollte ich ihn suchen, das Uebrige würde er schon in Ordnung bringen. Ich bedankte mich für die hohe Gnade und versicherte Sr. Durchlaucht, daß es für mich das höchste Glück sein würde, wenn ich auf Deutschlands erster Bühne mein Talent erproben könnte. Die Sache war abgemacht und ich eilte, den Kopf voll wirbelnder Gedan-

len nach meinem Hause. Vor der Thüre hielt ein Wagen und als ich näher trete, erblicke ich Mad. Lami darin, die mir die Hand reicht um Abschied zu nehmen. „Sie haben eine Moefer mir vorgezogen, ich bin nicht böse auf Sie, aber wir sehen uns Niemals wieder. Leben Sie glücklich!" Sie gab dem Kutscher einen Wink, der Wagen rollte fort, ehe ich noch recht über das Vorgefallene zur Besinnung kommen konnte.

Am andern Tage fiel mir erst mein Verlust so recht auf's Herz, denn da ich nun sie verloren, fühlte ich erst wie theuer sie mir war. Ich wäre melancholisch geworden, wenn die nächsten Begebenheiten mich nicht daran verhindert hätten.

Schröder von Hamburg kam auf Gastrollen zu uns und brachte einen jungen Künstler, Namens Carlsberg mit. Er und seine Frau, eine geborne Rietz, gastirten zu gleicher Zeit und rangen mit Schröder um den Lorbeer, der denn auch allen Dreien in gleichem Maße zu Theil ward. Carlsberg und ich wurden bald intime Freunde und da er mir mittheilte, daß er nach Berlin reise, um zu gastiren, kannte meine Freude keine Gränzen. Wir wurden bald einig die Reise zusammen anzutreten. Wenige Tage nach meiner Unterredung mit dem Fürsten ging ich zu Döbbelin und sagte ihm unumwunden die Wahrheit und wie ich glaubte, mein Lebensglück hänge von dieser Aussicht ab. Mein würdiger Direktor ertheilte mir sofort Urlaub und noch in derselben Woche, nachdem ich von meinen Freundinnen

Abschied genommen, befand ich mich mit Carlsberg auf der Straße nach Preußens Hauptstadt. Eine Stunde von Berlin kamen uns Carlsbergs Verwandte, der Commune-Sekretär Rietz und Carlsbergs Mutter entgegen. Gerne hätten sie mir ein Plätzchen in ihrem Hause eingeräumt, aber die Wohnung war für so viele Gäste nicht groß genug. Jedenfalls aber sollte ich in ihrer Nähe placirt werden, tröstete mich die gute alte Mama. Nachdem wir ein heiteres Mahl zu uns genommen, führte man mich in das Nebenhaus, wo ein schönes Zimmer für mich eingerichtet war. Angestrengt von der Reise mache ich es mir bequem, da tritt ein junges, heiteres Weibchen in mein Zimmer und stellt sich als die Wirthin des Hauses vor. Wer beschreibt meine Ueberraschung? es war die kleine Hartmann aus Wriezen, die seit einem Jahr verheirathet, hier ihr Domicil gefunden. Sie freute sich, einen alten Freund ihrer Mutter zu sehen und ich freute mich auch, mit einem so hübschen Weibchen unter einem Dache zu wohnen. Am andern Morgen gehe ich zum Fürsten, wurde sehr gnädig aufgenommen und erhalte den Bescheid, daß Alles in Ordnung sei, ich möchte mich nur zum Grafen Brühl verfügen.

Wir gingen zum Grafen von Brühl, er empfing uns sehr gnädig, verwies uns nach kurzer Conversation an den Sekretär Teichmann, der uns als Gäste notirte und mir den Vorrang gab. Wir waren sehr vergnügt, empfingen von allen Bekannten Glückwünsche zu unserm

Auftreten. Doch war unter vier Wochen nicht daran zu denken. Die Mutter Carlsbergs war eine alte Dame, die ihren Sohn abgöttisch liebte, sie konnte sich gar nicht zufrieden stellen, daß ich zuerst, ihr Sohn aber nach mir spielen sollte, und doch war das nur reiner Zufall. Als ich eines Nachmittags über den Dönhofsplatz gehe, höre ich meinen Namen laut rufen, ich drehe mich um und sehe einen Mann am Fenster des Gasthofs zum „Adler" — er winkt mir — es war der Schauspiel-Direktor August Brede, dessen Bekanntschaft ich in Posen gemacht. Er fragte mich, was ich in Berlin machte und ob ich das Döbbelin'sche Engagement verlassen hätte? Ich sagte ihm, daß ich in Berlin Gastvorstellungen geben werde. Er bedauerte, daß es sich lange hinziehen könnte, sonst hätte er mir eine vortheilhafte Proposition zu machen, besonders da es ihm an einem Intriguant fehle; er befände sich in Halle mit seiner Gesellschaft und sei nach Berlin gekommen, um einen Schauspieler für dieses Fach zu suchen, er wäre sehr in Verlegenheit. Madam Lamy sei in Halle und wäre deshalb in ihren Gastrollen gehemmt, sie mache ihm immer volle Häuser.

Ich hatte mir alle Mühe gegeben, den Aufenthalt der Mad. Lamy zu erfahren, aber bis jetzt vergebens. Ich hatte selbst bei ihrem Schwager, dem Banquier Michelis, mich nach ihr erkundigt, aber sie wußten mir keine Auskunft zu geben. Durch die vortheilhafte Schilderung, die die Lamy in ihren Briefen von mir gemacht,

fand ich bei der ganzen Familie eine sehr freundliche Aufnahme. In dem Hause machte ich auch die Bekanntschaft eines hübschen jungen Mannes, Namens Heckscher. Obgleich erst 16—17 Jahr, kannte er alle Autoren, alle Componisten und ihre Werke. Durch Brede hatte ich endlich den Aufenthalt der Lamy erfahren, nun hatte ich keine Ruhe mehr, ich versprach Brede, wenn er bis morgen sich aufhalten wollte, so könnte es wohl möglich sein, daß ich ihn nach Halle begleiten würde; er war sehr froh, die Aussicht zu haben, nicht vergeblich nach Berlin gefahren zu sein.

Als ich nach Hause kam, war die ganze Familie Carlsberg versammelt, ich theilte ihnen mit, was sich begeben, und versprach, wenn es sich machen würde, so wollte ich gern Carlsberg den Vorrang lassen und noch auf vier Wochen verreisen, aber vorher wollte ich den Grafen Brühl um die Vergünstigung bitten.

Am andern Morgen gingen wir, Carlsberg und ich dahin. Der Graf war nicht zugegen; aber sein Sekretär Teichmann; er fragte uns, was wir wünschten. Ich brachte mein Gesuch vor. Da meinte Teichmann, es würde dem Grafen ganz gleich sein, ob ich oder Carlsberg zuerst aufträte, er würde Carlsberg zuerst notiren und wünschte mir eine glückliche Reise. Ich eile zu Brede und mache ihn mit meinem Entschluß bekannt, ging noch zu Michelis und fragte, ob sie keine Bestellungen an Mad. Lamy hätten; ich verabschiedete mich bei ihnen und noch denselben Abend reisten wir mit der

Post nach Halle. Ich steige im Ring ab und eile sogleich zu Lamy, es war mir lieb, daß sie nicht auf der Probe war. Sie war sehr erstaunt, mich in Halle zu sehen. Ich sagte ihr, daß ich von Brede auf Gastrollen engagirt sei und morgen als Wurm in „Kabale und Liebe" auftreten werde, worin sie die Louise spielte. Es war ihr sehr angenehm, denn wir hatten sehr oft in dem Stück zusammen gespielt. Ich miethete mir eine kleine Wohnung, aber die Lamy bestand darauf, daß, so lange ich in Halle wäre, ihr Tischgast sein sollte, was ich mit Dank annahm. Wir freuten uns wieder beisammen zu sein und versprachen, uns sobald nicht wieder zu trennen. Ich spielte noch den Franz Moor, Papageno, den Grafen Balken und den alten Klingsberg. Die vier Wochen waren um, wo ich nach Berlin mußte. Als ich eines Morgens bei Lamy eintrete, ist sie leichenblaß und in Thränen, sie konnte kaum sprechen. Endlich theilt sie mir die entsetzliche Nachricht mit, das Schauspielhaus in Berlin sei ein Raub der Flammen geworden und Carlsberg sei vermißt; sie wollte mir nicht die gräßliche Art seines Flammentodes mittheilen. — Es war für mich ein schreckliches Gefühl, einen Freund auf solche Weise und so schnell zu verlieren. Alles trat lebhaft vor meine Phantasie: seine arme unglückliche Mutter, die junge Frau und sein zartes Kind, nun eine vaterlose Waise. Brede bot der Lamy ein Engagement an und auch ich hatte ein Anerbieten von ihm, zur Messe nach Naumburg zu

kommen. Unter den obwaltenden Umständen nahm ich das Anerbieten an. Die Gesellschaft war sehr zahlreich: Mad. Brede, Dem. Busse, Dem. Conradini, die Aeltere und Jüngere, Mad. Wolf, Mad. Aßmann, Mad. Graff. Die Herren: A. Brede, Hodiansky, Hartmann, Pristor, Fersch, Alvensleben, Minazeck, Opitz, Conradini, W. Brede. Das Haus war sehr klein und immer leer.

Es war das unruhige Jahr 1817. Unter den Burschenschaften war große Bewegung — es gab Fatonier und Saulforisten. Das Reformationsfest sollte gefeiert werden und außergewöhnliche Vorbereitungen deswegen getroffen. Es war eine große Zusammenkunft auf dem Plan oder sogenannten Kirschberg verabredet. Unser Direktor spekulirte auch auf diese Festlichkeit und entwarf den Plan zu einer Vorstellung im Freien; gewählt wurden: „Die Räuber". Unter den Mitgliedern fand der Vorschlag kein geneigtes Ohr, aber es war das einzige Mittel, um etwas Geld zu erlangen. In dieser Berücksichtigung sagten sie zu, aber ohne zu wissen, ob sie ihre Zusage halten könnten. — Es wurde bekannt gemacht, daß die dazu erbaute Arena auf's sorgfältigste eingerichtet wäre. Zettel wurden nach Halle, Jena und Leipzig gesendet; alles ging vortrefflich und schon von allen Seiten strömen die Gäste zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß herbei, in keinem Gasthof war mehr ein Unterkommen zu finden. Das Theater war von Tannenbäumen, die den Hintergrund und die Coulissen bil-

deten. Die Probe beginnt und einige Mitglieder, nicht die der untergeordneten Fächer, erklärten, es wäre ihnen unmöglich. Mit dem besten Willen könnten sie nicht, sie wollten lieber auf ihren Rückstand verzichten. Die Verlegenheit war groß, aber dennoch wurde es gemacht. Die Rollen, die nicht zu besetzen waren, wurden gestrichen. Für den Souffleur war ein Loch gegraben und mit Buschwerk verkleidet. Das Loch war tief und der Souffleur, Pelkofen, konnte darin stehen. Das Stück beginnt: Alte Moor und Franz — Opitz und meine Wenigkeit! Der Andrang war groß. Durch das viele Trampeln wurde der Sand locker und der Souffleur drohte seinen Posten zu verlassen. Doch ging es bis hierher gut, weil das Publikum lauter war als wir. — Aber nun kommt die Verwandlung — es bleibt jedoch dieselbe Dekoration, Karl Moor und Schweizer zu Pferde, Carl (Hodiansky), Schweizer (Hartmann). Als diese Cavallerie erschien und eine Menge großer Hunde, von Räubern geführt, wurde eine große Bewegung unter dem Publikum bemerkbar. Eine Bank brach und dabei wurden zwei Leipziger Kaufleute an den Beinen verletzt. Nun hörte alle Ordnung auf, auch unsern Direktor vermißte ich. Als die Verwirrung am größten war, faßte ich einen schnellen Entschluß, warf mich auf Carls Rappen und ritt über Stock und Block, im hellen Sonnenschein, mit fliegendem Mantel nach Naumburg. Der Schauspieler Albert Wurm und der Sänger Säring, die ich am andern Morgen sprach, behaup-

teten, ich hätte höchst komisch ausgesehen, als ich vom Roß ihnen herabgerufen, es würde nicht weiter gespielt. Auch hatte ich meine Kopfbedeckung vergessen. Die Verwirrung war sehr groß, alles rief nach dem Direktor, aber der war nirgends zu finden; auch die andern Mitglieder suchten das Weite und so hatte die Vorstellung ein Ende, „die Räuber" waren zu einem herrlichen Lustspiel umgearbeitet, wenn es nicht für die beiden Leipziger Kaufleute so tragisch geendet hätte.

Wir eilten nach der Wohnung des Direktors, der bei Lorgie im Stern wohnte, derselbe war aber mit der Kasse, angeblich 1100 Thaler, nach Torgau verreis't und hinterließ uns einen Zettel, worauf nur die Worte standen: „wer mich liebt, der folge mir."

Die Gesellschaft befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Der Direktor Brede hatte den Musikdirektor Lindner mitgenommen, in der Hoffnung, die Mitglieder würden ihm nachfolgen. Es blieb aber alles zurück. Ich bekam ein Anerbieten von der Frau Caroline Leutner, die in Halle mit einer Gesellschaft angekommen war und mir auch für die Lamy acceptable Propositionen machte.

Wir nahmen das Anerbieten an, spielen achtmal in Halle und reisen wieder mit der Frau Direktorin Leutner, Mad. Albini, Mad. Träger, Mad. Fournau, Frl. Arnstein, Fr. Albini, Fr. Benemann, Mad. Jakobi. Herren: Voigt, Träger, Fischer, Fournau, Jakobi, Meier und Petri. Wir, die Lamy und ich, bekommen, nach-

dem noch ein vortheilhaftes Anerbieten zum Direktor Diterich nach Münster.

In der letzten Zeit hatte es auch bei der Leutner mit den Geldern zu hapern angefangen. Sie war uns bereits 100 Thaler schuldig und doch mußten wir fort. Wir waren um so besorgter um unser Geld, da die Zeit unsers Abgangs sehr nahe war. Der Direktor F. Gleich, der das Theater in Erfurt übernommen, bot uns ein Engagement an; ich zog Münster vor. Am Abend vor unserer bestimmten Abreise kam die Leutner und hatte ihre Schürze zusammengebunden, worin unser Geld war; sie zahlte uns unsern Rückstand in der Garderobe aus mit dem Zusatz: Caroline bleibt Niemand etwas schuldig, nämlich keinem Schauspieler.

Wir reisen über Erfurt, in Gesellschaft des jungen Fischer, nachmaligen Baurath Fischer, der in Erfurt beim Dir. Gleich ein Engagement angenommen hatte und kommen über Gotha, um nach dem Ort unserer Bestimmung zu gelangen. In Eisenach fanden wir eine Menge Studenten, theils aus Halle und auch von Naumburg, wo der Ritt des Franz Moor herzlich belacht wurde; wir blieben einen Tag im „Rauthenkranz" am Markt, von wo wir alle Festivitäten und Tollheiten auf dem Markte ansehen konnten. Wir reisten am andern Tag über Cassel nach Münster. Als wir am Thore zu Cassel ankamen, trat uns ein Junker mit Spaaten, Grenadiermütze und hohen schwarzen Kamaschen, langem Zopf im Nacken, Schreibtafel in der Hand ent-

gegen: „Wen habe ich zu melden?“ Ich glaubte einen Potsdamer Gardisten aus dem siebenjährigen Kriege vor mir zu sehen. Nach abgemachter Formalität und nachdem wir alle Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet, reisten wir über Warburg, Paderborn, wo ich meinen Freund Karschin als Direktor fand, nach Münster, meinem Bestimmungsort. Wir stiegen bei Scherboley ab. Nachdem ich meine Toilette gemacht, stattete ich unserm neuen Direktor meine Visite ab. Bei unserm ersten Zusammentreffen machte der Mann einen besonderen Eindruck auf mich. Schöne imposante Figur, weißen gepuderten Kopf mit Zopf, senores Organ und einnehmendes Wesen. Wir besprachen unser Auftreten und er freute sich, daß ich den Klingsberg zur ersten Rolle wählte. Die zweite Rolle war der Sekretär Wurm in „Kabale und Liebe“, worin Mad. Lamy als Louise debütirte; ich debütirte noch als Felix Wahr und Leporello. Da wir keine separirte Wohnungen finden konnten, so mußten wir in einem Hause wohnen, und der Direktor gab uns den Rath, um zu keinen üblen Nachreden Anlaß zu geben, Mad. Lamy sollte sich „Müller“ nennen, wozu ich gerne meine Einwilligung gab, weil ich gerade benachrichtigt wurde, daß meine Scheidung von meiner Frau in Posen erfolgt sei.

Münster gefiel mir sehr gut, es war dort ein sehr freundliches und gut im Stande gehaltenes Theater, ein vorzüglicher Theatermeister, Vrede, — auch war die Gesellschaft sehr brav, die beste reisende Truppe, die ich

se gesehen. Mitglieder waren: Lieser, Distel, Moser, Huber, Funke, Drachheim, Wohlgemuth, Hornthal, Maske, Möller, Ruhle. Damen: Mad. Hertz, Köttitz, Huber, Maske, Höffert, Ditrich, Möller. Alle Stücke gingen vorzüglich, die Oper war auch gut vertreten. Drei brave Sängerinnen, Mad. Maske, Köttitz und Mad. Höffers. Funke hatte eine seltene Stimme, auch Distel besaß einen sehr schönen Tenor. Ruhle war in allen seinen Rollen gleich gut und vollkommen, mit einem Wort, ein Genie. Moser brummte seinen Baß zur Zufriedenheit, kurz, es war ein vortreffliches Ensemble. Wir blieben in Münster den ganzen Winter. Einen Vorfall darf ich nicht übergehen: Eines Abends gaben wir „Carl XII. bei Bender"; Lieser spielte den Carl vortrefflich, so wie ich ihn überhaupt zu den besseren Schauspielern damaliger Zeit zähle. Wir beschlossen, nach dem Theater bei Greßhoff ein Glas Wein zu trinken; in demselben Augenblick tritt ein Mensch, Namens Peigmann, auf's Theater und ersucht Anton Huber, mit ihm ein Glas Wein zu trinken, allein Huber lehnte es ab, weil er es vorzog mit uns zu gehen. Als wir nun bei unserer Flasche saßen, kam besagter Peigmann herein und als er Huber ansichtig wurde, gerieth er in Zorn, er glaubte sich nämlich beleidigt, durch die Weigerung mit ihm zu trinken, und schimpfte ihn „ruppiger Komödiantenbengel". Lieser verdroß diese Aeußerung, stand auf, ohne ein Wort zu sprechen, nahm Peigmann unterm Arm und schleuderte ihn hinter den Ofen, und

setzte sich ruhig wieder zu uns. Unter den Weingästen befanden sich mehrere Militärs, die ihre Säbel in der Gaststube angehakt hatten; als nun einer der Herren sich entfernen wollte, vermißte er seinen Säbel, auch Peigmann hatte sich heimlich entfernt. Es war Zeit zum Aufbruch und wollten wir gehen, da sagte Lieser, er wolle mich bis an mein Haus begleiten, nahm zur Vorsicht seine blecherne Tabaksdose und legte sie in seine Mütze, den Mantel trug er über den Arm und mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, brachte er mich nach Hause. Huber wohnte mir gegenüber. Als ich mich schon ausgezogen hatte, höre ich einen Hülferuf, es war Huber, der überfallen wurde und sich mit seinem Gegner rang; ich warf meine Wasserflasche, um den Angreifer zu erschrecken, auf die Straße. Durch dieses Geräusch nahm das Individium eilig die Flucht. Ich konnte den Forteilenden nicht erkennen, aber Huber sagte, es wäre Peigmann gewesen. Peigmann hatte sich durch heimliche Flucht retten wollen, da er aber von seiner Behörde keinen Urlaub bekam, so wurde er auf Verdacht festgesetzt und gestand auch gleich seine That. Er mußte dem Direktor eine bedeutende Entschädigung zahlen, denn Huber war durch zwei Monate für die Bühne untauglich geworden. Die Geschäfte gingen in der letzten Zeit sehr schlecht, so daß wir alle bedeutende Rückstände hatten und der Direktor den Mitgliedern ankündigte, er müsse eine Reise unternehmen, und bis dahin möchten sie sich in die Einnahmen theilen, bei

seiner Zurückkunft würde er die Rückstände auszahlen. Lieser und Maske wurden mit dem Geschäftsgang beauftragt, und ich muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie alles gethan, was in ihren Kräften stand, das lecke Schiff vom gänzlichen Untergang zu retten. Es wurden die Einnahmen nach der Gage eingetheilt, und da die Frau Direktorin sich auch in Verlegenheit befand, so ward beschlossen, daß sie auch ihren Theil von der Einnahme erhalten sollte. Es wurde am Schlusse der Woche getheilt, auf den Theil der Frau Direktorin fielen 7 Thaler; es gab damals wie heute, nichtswürdige Komödianten. Einer dieses Gelichters, ein solcher Strolch, streckte die Hand nach dem Gelde aus, mit der Bemerkung: nun habe ich nur noch 23 Thaler vom Direktor zu fordern, unbekümmert, ob die Frau zu Hause ohne Heizung und ohne Brod den Tag beschließen würde. Lieser ließ aber diese niedrige Handlungsweise nicht zu, sondern übermachte der Frau Direktorin selbst das Geld. Unser Direktor kam zurück, er war nach Osnabrück, wo er ein bedeutendes Abonnement an 1500 Thaler, zusammenbrachte. Er bezahlte damit unsere Rückstände und dankte Lieser und Maske für die vortreffliche Leitung während seiner Abwesenheit, auch der Strolch bekam seinen Lohn. Er bezahlte ihm seinen Rückstand und entließ ihn, weil er nicht wieder in Verlegenheit kommen wollte, ihm Gage schuldig zu sein. Der entlassene Biedermann hieß Möller, er ging ins Engagement nach Cassel, wo ich ihn als Urias bald

wieder fand. Wir reisten nach Osnabrück, wo noch kein Theatergebäude existirte, aber doch machten wir außerordentlich gute Einnahmen. Das Lokal war über den Fleischbänken, sehr freundlich und so groß, daß wir nur die Hälfte des Saales benutzen konnten. Das Publikum war sehr für unsere Gesellschaft eingenommen, aber vorzüglich interessirte sich für uns eins der ersten Kaufmannshäuser, deren Prinzipale, Thorbeck und Oldenkott, durch ihr zuvorkommendes Benehmen uns den Aufenthalt noch angenehmer machten. Nach diesen, war der Besitzer einer Putzhandlung uns sehr gewogen. Es war der nachmalige Doktor Bermann, den ich später als Improvisator wieder traf. In seinen Abendgesellschaften lernte ich auch einen Herrn von Ense kennen, der mir darum im Gedächtniß geblieben, weil ich nie im Leben wieder einen so dicken Mann gesehen habe.

Wir waren gerade zu der Zeit hier, wie Wurm in Berlin mit seinem Jakob in „Unser Verkehr" so viel Sensation machte. Das Stück wurde verboten und ich kam deshalb auf den Einfall, dasselbe privatim aufzuführen. Ich arrangirte auf dem Rathhauskeller ein Souper mit Unterhaltung, nahm p. Couvert 1 Thlr. Entree und machte durch diese Spekulation, mit Unterstützung meiner braven Collegen, ein sehr brillantes Geschäft.

Das viele Geld erweckte wieder die Reiselust in mir und den Wunsch, bei einer größeren Bühne mein Talent zur Geltung zu bringen. Ein für mich und meine

Sehnsucht glücklicher Umstand brachte auch bald eine Wendung in meine Verhältnisse. Durch Zufall lernte ich Herrn Hofrath Gerhard aus Magdeburg kennen, der bei seiner Durchreise unser Theater besucht und mich in einer meiner besten Partien gesehen hatte. Dieser gab mir eine Empfehlung an Hostowski und Fabrizius, Direktoren des Stadttheaters in Magdeburg. Mein Glücksstern wollte, daß ich mich zu einer sehr gelegenen Zeit bei ihnen meldete. F. L. Schmidt war nach Hambnrg, Weiß nach Berlin und Pauli schon früher nach Dresden ins Engagement gegangen. Das Fach der Intriguants war demnach erledigt und ich erhielt eine Einladung zu Gastrollen auf Engagement. Mein Direktor entließ mich und Mad. Lamy nach 14tägiger Kündigung und wir traten die Reise wohlgemuth, doch mit etwas schwerem Herzen an, weil wir aus einem Kreis von Freunden schieden, der unserm Herzen ewig theuer geblieben. Mein Weg führte mich über Cassel, weil ich einen Auftrag an Herrn Direktor Feige auszurichten hatte. Hier traf ich leider auch wieder den Biedermann Urias-Möller, der mir beim Nachhausegehn begegnete. Als ob nichts vorgefallen, begrüßte er mich mit einer Collegialität und übertriebener Freundlichkeit, die mich in Erstaunen setzte. Als ich ihm mittheilte, daß ich nach Magdeburg auf Gastrollen verschrieben wäre, erbot er sich, mir einen Empfehlungsbrief an Fabrizius mitzugeben. Er rühmte sich ein intimer Freund des Direktors zu sein. Der Brief wurde

auch sofort im nächsten Kaffeehause geschrieben und mir, unter Versicherung eines günstigen Erfolges, eingehändigt. Ich schob das Ding in die Brusttasche, ohne mich weiter um den Inhalt zu bekümmern. In Magdeburg angekommen, machte ich sogleich der Direktion meine Aufwartung. Die Herren nahmen mich sehr freundlich auf, machten mich auf meine berühmten Vorgänger in meinem Fach aufmerksam und überließen deshalb mir die Wahl der Auftrittsrollen. Um ihnen eine gute Meinung von meinem Talent zu geben, zählte ich meine Erfolge in den verschiedenen Rollen her und besiegelte das Gesagte mit Möllers Empfehlungsbrief. Daß ich den besten Eindruck erwartete, wird mir Niemand verargen, aber wie war ich erstaunt, als die Gesichter immer blässer und länger wurden und mir zuletzt Fabrizius den Brief mit den Worten überreichte: „Sie haben gewiß nicht gelesen, was ihr Freund geschrieben, darum sein Sie für die Folge vorsichtiger. Wir geben auf dergleichen Schreibereien nichts und hoffen, daß Sie durch die That uns vom Gegentheil überzeugen werden." Mir wurde der Brief wieder eingehändigt und zum Durchlesen übergeben. Was ich empfand, wird Jeder leicht begreifen können, denn ich war darin als Raufbold, Trinker und schlechter Schauspieler geschildert. Zum Glück nahmen meine braven Direktoren keine Notiz davon und willigten in mein Gesuch, als Hofpauken-Inspektor im „Leineweber" und Thomas im „Geheimniß" aufzutreten. Der Erfolg war glänzend,

weshalb ich in rascher Reihenfolge noch den Richard Boll in der „Schweizerfamilie", den Major in den „Vorposten" und den Erik in „Johann von Finnland" spielte. Ich wurde vorläufig auf ein Jahr engagirt.

Mitglieder des Stadttheaters waren: Moller (Regisseur), Buchholz, Neustädt, Lange, Scherenberg, Carl Fabrizius, Roloff, Charles, Silber, Kloß, Mayer, Schmidt, Oldenburg und Hanstein. Die Damen: Thum, Blum, Herbst, Gehrst, Schmidt, Müller, Hostowski, Feldt, Rosenberg und Hanstein. Musikdirektor F. Ebers, Chor-Direktor Freund, Souffleur Scheibler und Theaterdiener Behm.

Zwei Jahre verflossen mir hier, durch ausgezeichnete Beschäftigung und durch das freundschaftliche Verhältniß der Collegen, auf eine angenehme Weise. Weil ich aber der Begünstigte der Direktion war, indem ich häufig in 24 Stunden die stärkste Rolle übernahm, zog ich mir doch auch Neider zu, weshalb ich meine Kündigung einreichte.

Eines Tages bittet mich der Direktor Fabrizius, zu Mad. Blum, geb. Toscani, zu gehen, es wären zwei neue Damen angekommen, deren Repertoir ich mir möchte geben lassen. Freudig erfüllte ich den Wunsch, nicht ahnend, welchen Einfluß derselbe auf mein künftiges Geschick ausüben sollte.

Mad. Blum stellte mich den beiden Damen vor und konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken: „Hier sehen Sie den größten Taugenichts unserer Ge-

sellschaft." Aus einem schönen Munde klang mir dieser Zusatz fast wie eine Schmeichelei und schien auch denselben Eindruck auf die Fremden zu machen. Die beiden Damen waren Frl. C. und A. Schulz, Töchter des in der Theaterwelt rühmlichst bekannten Direktors Hinze in Lübeck. Charlotte war erste tragische Liebhaberin und Amalie, ein junges Mädchen von 16 Jahren, die erst ihre theatralische Laufbahn beginnen wollte. Sie war sehr heiterer Laune und gewann alle Herzen durch ihre witzigen und schnellen Antworten — ganz das Gegentheil ihrer Schwester. Charlotte trat als Catharina in „Johann von Finnland" und Jungfrau von Orleans und Amalie als Susette in den „Rosen des Herrn von Malesherbes" und Margaretha in den „Hagestolzen" auf. Beide gefielen sehr, aber doch blieb nur die jüngere Schwester im Engagement, weil Charlotte Gastrollen nach Berlin bekam. Amalie blieb und ich warf mich von dieser Zeit zu ihrem Beschützer auf. Daß ich sie in die Probe und dann nach Hause führte, brachte mir viele Neider, die es denn auch nicht verschmähten, mich ihr in ein schlechtes Licht zu stellen und sogar an ihre Eltern nach Lübeck schrieben und mich diesen als einen gefährlichen Menschen schilderten. Je schwieriger meine Stellung, meiner Amalie gegenüber für mich wurde, je mehr fühlte ich, daß ich sie ernstlich liebte. Das Sonderbarste war, daß die Lamy mich zuerst darauf aufmerksam machte.

Meine Kündigungszeit war abgelaufen, aber an

ein Fortkommen nicht zu denken. Ich sitze nachdenkend in meinem Zimmer, da überrascht mich mein alter Freund Opitz. Er war mit einem Collegen **per pedes** von Westphalen gekommen und Beide hatten nicht allein den letzten Groschen verzehrt, sie waren auch in ihrer Kleidung so reduzirt, daß sie nur des Abends ausgehen konnten. Zu ihrem Glück ging der Heldenspieler, Carl Moller, ins Engagement nach Braunschweig, wodurch das Fach verwaist wurde und sich dem jungen Manne eine Aussicht eröffnete, sein Talent der Direktion und dem Publikum vorzuführen.

In Folge meiner dringenden Empfehlung ließ Fabrizius ihn als Rudolph in „Hedwig" auftreten und er errang einen Erfolg, der doppelt ehrenvoll war, da diese Rolle gerade zu den besten seines Vorgängers zählte. Der junge Debutant hieß Eduard Schütz und ist der, noch jetzt berühmte Heldenspieler des Hoftheaters zu Wiesbaden.

Durch das zufällige Eintreffen des Komikers Rehne, der der Direktion bekannt war und ein Engagement benöthigte, schlug auch meine Erlösungsstunde. Ich drang wiederholt auf meine Entlassung und erhielt sie endlich zugestanden. Von meiner Freundin Lamy nahm ich freundschaftlichen Abschied und wir gaben uns das Versprechen, unter keinen Umständen bei ein und demselben Direktor für die Folge Engagement zu nehmen. Da mein Freund Opitz keinen bestimmten Plan hatte, so proponirte ich ihm, mit mir nach Frankfurt an der

Oder zu reisen und sein Glück bei Döbbelin zu versuchen. Meine Baarschaft, ca. 30 Thlr., theilte ich redlich mit ihm und die Anstalten zur Abreise wurden sofort in Angriff genommen. Nachdem ich noch meiner Amalie ein wehmüthiges Lebewohl gesagt, setzte ich mich mit meinem Freund in den Postwagen und sendete mit den Augen und im Herzen noch tausend sehnsüchtige Seufzer, der vor unsern Blicken verschwindenden Stadt zurück, bis dieselbe nur noch in der Erinnerung bei uns zurückbleiben konnte. Wir stiegen in Berlin bei dem Gastwirth Bohm im „Adler" ab. Es war der 3. August, der jedem Preußen theuer war. Allgemein feierte man des geliebten Königs Geburtsfest; lauter Jubel erscholl aus abertausend Kehlen, kein Wunder, daß mich gleiche Begeisterung ergriff und ich in der Freude meines Herzers nicht darauf achtete, daß mit jeder neuen Flasche, die auf das Wohl unseres angebeteten Monarchen geleert wurde, auch ein Thaler nach dem andern meiner Tasche entfloh. Mit dem Anbruch des nächsten Morgens war der Rausch und die silbernen Bildnisse dessen, der ihn verursacht, verschwunden. Als Opitz, der der Einladung eines Freundes gefolgt war, nach Hause kam, fiel ich über ihn her und bat ihn, mir von der geborgten Hälfte die Hälfte zurück zu geben. Aber auch er kehrte ohne Groschen heim und sagte mir noch dazu in einem fast erzürnten Tone: „glaubst Du, daß ich weniger Patriot bin, als Du?" Der Wirth, Herr Bohm, erhielt statt klingender Münze, zwei silberne

Steinschnallen und zwei englische Rasirmesser für Logis und Zeche. Meine Koffer gab ich auf die Post und trat dann mit meinem Freunde Opitz per pedes die Weiterreise an. Eilf Groschen war unser beiderseitiges Vermögen, womit wir den Tag über ausreichten, aber als wir Abends ermattet und müde nach Zileuzig kamen, wußten wir nicht, worauf wir unser sorgenvolles Haupt hinbetten sollten. Opitz wollte vor Angst verzweifeln, aber ich hatte guten Muth. Wir kamen an einem Hotel vorüber, aus dessen Räumen uns das Geklirr der Gläser und ein brüllendes Vivat entgegenscholl. Holla! dachte ich, da gibts lustige Gesellschaft. Den widerstrebenden Opitz faßte ich rasch bei der Hand und zog ihn in das Haus, ohne vorher zu überlegen, was daraus werden könnte. Wir treten in die Gaststube, der Wirth kommt uns sehr freundlich entgegen, bietet uns Plätze an der fröhlichen Tafel und fragt uns, was wir befehlen? „Bringen Sie uns recht viel Essen und eine Flasche Wein — antwortete ich — aber wir bleiben es Ihnen schuldig.“ Diese letzte Bemerkung brachte den Wirth und die ganze Gesellschaft zum Lachen. Es wurde das Verlangte gebracht und mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Nach beendeter Mahlzeit wünschten wir uns zur Ruhe zu begeben, baten um ein Licht und wurden dann von dem Wirth begleitet. Auf der Treppe mache ich Halt und hebe dann mit Pathos an: „Ehrwürdiger Greis! bei Tische äußerte ich, daß wir kein Geld haben, Sie schie-

nen es als Scherz aufzunehmen, aber es war die reine Wahrheit. Wir sind Schauspieler, reisen nach Frankfurt ins Engagement zu dem Direktor Döbbelin, haben in Berlin unser Geld verjubelt und können deshalb unsere Zeche nicht bezahlen. Wollen Sie es auf Ihr Gewissen nehmen uns hinauswerfen zu lassen, so ist es jetzt noch Zeit." Unser freundlicher Wirth sagte uns kein Wort, rief den Kellner und befahl diesem, uns am andern Morgen Kaffee zu bringen, aber kein Geld zu beanspruchen, denn die Rechnung sei bezahlt. Wir wollten unsern Dank aussprechen, aber ehe noch ein Wort über unsere Lippen kommen konnte, war unser Wohlthäter verschwunden.

Wir legten uns zur Ruhe und traten dann am nächsten Morgen, an Leib und Seele gestärkt, die Weiterreise an. Mittags meldete sich wieder der nimmer zu befriedigende Magen, weshalb ich auch Mittel finden mußte, ihn zu beschwichtigen. Im nächsten Dorfe war ein Wirthshaus. Ermuthigt durch den glücklichen Ausgang der vorigen Nacht, traten wir ein. Die Wirthin, eine alte ehrwürdige Matrone, fragt uns, ob wir Schnaps oder Bier wollten? Beides! antwortete ich. Nachdem wir uns erfrischt, frage ich sie, ob sie keine Arbeit für uns hätte, wir wären Maler. „Ach ja, hub sie an, ich hätte wohl gerne mein Schild neu gemalt, wenn es nur nicht zu theuer wäre." Ach was, sagte ich, geben Sie uns ein ordentliches Frühstück und ich male Ihnen ein famoses Schild. Der Handel wurde

geschlossen. Sie ging in die Küche und ich an die Arbeit. Opitz mußte Ziegelsteine reiben, ich ließ mir Kienruß und Kreide geben, mischte diese Ingredienzen mit Schnaps und frischte so das alte Schild zur vollen Zufriedenheit der Wirthin auf, die uns dann aus Dankbarkeit dafür mit Speckpfannenkuchen und Bier regalirte.

In Frankfurt angekommen, begaben wir uns in den Gasthof „zum Stern", wo wir uns nach den ausgestandenen Strapazzen an einer tüchtigen Mahlzeit schadlos hielten. Am andern Morgen machten wir unsere Aufwartung bei Döbbelin, erhielten aber zu unserm Leidwesen sogleich die Nachricht, daß für Opitz keine Aussicht auf Engagement sei. Dieser reiste nun nach Stettin, nachdem er von der Frau Direktorin, die zu dem Zweck ein werthvolles Stück versetzen mußte, das Reisegeld erhielt. Die Geschäfte gingen schlecht, bis der ehemalige Lieutenant und Conditor Couriol auf die Idee kam, eine Theater-Lotterie zu entriren. Die Idee kam zur Ausführung und glückte vollkommen. Nach jeder Vorstellung wurden auf der Bühne die Loose in Gegenwart des Magistrats, der Polizei, des Schauspielers L. Wohlbrück und meiner Wenigkeit, gezogen.

Mitglieder waren: Dem. A. Lange, Dem. J. Lange, Dem. Krische, Dem. Richard, Dem. Döbbelin, Dem. Steingruber, Dem. Bianki, Mad. Möser, Mad. Lehmann, Mad. Schimmel und Mad. Suvier. Herren: Rennschüb, Mengershausen, Schimmel, Carl u. Conrad Döbbelin, Port, L. Meyer, L. Wohlbrück, Laddey und

Bianki. — Mengershausen, ein Mann von 60 Jahren, verliebte sich in ein junges Mädchen und heirathete sie. Da er sehr eitel und leichtgläubig war, hatten wir Gelegenheit genug ihn zu foppen. Ich hatte ihm weiß gemacht, daß auf dem Wege nach der Kirche alle Straßen, durch die das junge Paar käme, gedrängt voll Menschen sein würden und sämmtliche Fenster in den Häusern bereits vermiethet seien. Er war nicht wenig froh über diese Nachricht, doch ließ er es sich nicht merken, fand es sogar sehr natürlich, daß man dem Künstler bei einer solchen Gelegenheit jede nur mögliche Auszeichnung müsse zu Theil werden lassen. Zudem war er fest überzeugt, die jungen Mädchen beneideten seine Braut und nur dieser Neid, würde sie in Massen in der Kirche versammeln. — Der Wagen fährt vor, Braut und Bräutigam steigen ein und wie ich es vorhergesagt, die Straßen sind mit Neugierigen bedeckt, die Fenster werden aufgerissen, man winkt, man zeigt — Mengershausen verneigt sich von einer Seite zu der andern, es werden Kußhändchen geworfen, kurz, die ganze Stadt schien närrisch vor Entzücken zu sein, denn, was unser Bräutigam nicht wußte, Wohlbrück und ich standen als Bediente in reicher Livree hinten auf seinem Wagen. Unser Scherz gelang vollkommen. Mengershausen erzählte bis an sein Ende die Details dieses glücklichen Brautzuges, ohne den eigentlichen Grund des Jubels jemals erfahren zu haben, und die Einwohner hatten noch lange

Zeit nachher Stoff genug, dem schlechten Witz ein Atom Unsterblichkeit anzuhängen.

Seit meiner Trennung von meiner geliebten Amalia hatte ich einen Brief von ihrem Vater aus Lübeck erhalten, worin er meine Bitte, um die Hand seiner Tochter, mir halb und halb bewilligte, aber die Bedingung daran knüpfte, einen Winter bei ihm und unter seiner Aufsicht zu verleben, um, wie er sich ausdrückte, den Wildfang kennen zu lernen. Zu gleicher Zeit erhielt ich einen Engagements-Antrag nach Hannover, wo unter Kaibels Regie eine neue Gesellschaft organisirt wurde. Ich eilte zu meinem Direktor, ihm meine glückliche Aussicht für die Zukunft mitzutheilen und er war menschenfreundlich genug, mir meine sofortige Entlassung zu bewilligen. Ich treffe Anstalt zu meiner Abreise, besuche noch meine Braut bei der Durchreise durch Helmstädt, wo damals die Magdeburger Gesellschaft spielte, erfuhr, daß sie einen Antrag zu dem Direktor Walter nach Halle angenommen und setzte dann meine Reise weiter fort. In Hannover logirte ich in der Hasenschenke (jetzt British Hotel). Als ich meine Aufwartung bei dem Intendanten, Herrn Freiherrn v. Platen, machte, wurde ich sehr gnädig aufgenommen, mußte aber zu meinem Leidwesen erfahren, daß man mich für jugendliche Liebhaber zu verwenden gedachte. Auf meine Erwiederung, daß ich nur Charakterrollen und Buffo-Partieen übernehme, bedauerte er, daß ein Mißverständniß obgewaltet und frug mich, was dabei zu thun sei-

Da ich nun nicht nach Wunsch beschäftigt werden konnte, die Sehnsucht nach meiner Amalie mir auch keine rechte Ruhe ließ, so erbot ich mich, den Contrakt zu annulliren. Ich erhielt eine Entschädigung und von Kaibel eine Empfehlung an Direktor Herzfeld nach Hamburg. Für mich wurde auf meine besondere Empfehlung, der erste jugendliche Liebhaber des Magdeburger Theaters, Heinrich Marx, engagirt.

Ich zahlte meine Rechnung dem Wirth und schickte mich eben an auf die Post zu gehen, da vertritt mir ein junger Mann den Weg und bittet mich, ihn mit nach Hamburg zu nehmen. Es war der Schauspieler und Sänger Stotz aus Breslau. Ich nahm mich gerne seiner an und fuhr mit ihm zusammen nach der stolzen Hansa.

Herzfeld, ein äußerst liebenswürdiger Direktor, refüsirte zwar mein Gesuch für den Augenblick, nahm aber dafür den Antrag, meinen neuen Freund Stotz auftreten zu lassen, ohne weitere Umstände an. Er hatte Probe gesungen, war beifällig aufgenommen worden und sollte nun als Antonio im „Wasserträger" debütiren. Die Generalprobe ging vortrefflich und errang ihm schon den Beifall seiner Collegen und des Orchesters. Alles freute sich auf den Abend — aber der Abend kam und Stotz blieb aus. Auf eine unerklärliche Weise war er verschwunden und trotz allen Nachforschungen war seine Spur nicht aufzufinden. Die Be=

weggründe seiner Entfernung waren für uns ein Räthsel, dessen Lösung wir vergebens erwarteten.

Verdrießlich über die Undankbarkeit des von mir Empfohlenen, wanderte ich nach Altona, eine mir noch unbekannte Stadt. Am Thore war ein Theaterzettel angeschlagen, worauf ich manchen bekannten Namen fand, z. B. Tenorist Hanstein und die Sängerin Rosenberg, die ich in Magdeburg gekannt. Die Direktion führte Herr Santo, dem ich meine Aufwartung machte und auch mein Gesuch um Gastrollen anbrachte. Der alte Herr war aber sehr verdrießlich, klagte über schlechte Geschäfte, weil der Komiker Wurm — den er den Berliner Hanswurst nannte — das ganze Publikum nach Hamburg zöge nnd deshalb kein Geld für Gäste ausgeben könnte. Durch die Fürsprache der Sängerin Rosenberg ließ sich der Direktor bewegen und gestattete mir eine Rolle. Ich wählte den Hyronimus Knicker und gefiel so, daß Santo mir schon nach dem ersten Akt ein längeres Gastspiel antrug. Ich gab 11 Rollen, wofür ich 22 Ld. erhielt und gab zu meinem Benefiz „Die Schwestern von Prag", worin Wurm mir unentgeltlich den Crispin spielte. Die Einnahme brachte mir 300 Mark ein. Das Glück hat immer Begleiter! Eines Morgens kommt der Kellner aus dem „Holsteinischen Hof" und bringt mir die Nachricht, daß eine Dame mich zu sprechen wünsche. Als ich hinkam und ins Zimmer trat, glaubte ich eine Orientalin vor mir zu sehen. Eine imposante Figur, um deren Formen ein sehr reicher Shwal

malerisch trappirt war und um den Kopf gleichfalls einen ächten türkischen Shwal gewunden. Sie nannte sich Louise Scharff und stellte sich als Direktorin des Lübecker Theaters vor. Ihre Absicht war, mich als Regisseur und Geschäftsführer zu engagiren. Erstere Funktion lehnte ich ab, aber letztere acceptirte ich. Mir wurde der Auftrag, sofort die nöthigen Mitglieder für sie zu acquiriren und erhielt dazu schriftliche Vollmacht. Sie verpflichtete sich auch, nur von mir unterschriebene Kontrakte als gültig zu erkennen. In Hamburg engagirte ich einen jungen Menschen, Namens Rennert, der für Liebhaber eine sehr gute Acquisition war. Es gelang mir, auch für die Oper gute Kräfte zu gewinnen. Die erste Vorstellung in Lübeck war: „Die Braut von Messina", worin ich die Frau Direktorin als tüchtige Künstlerin kennen lernte. Die Geschäfte gingen gut, meine Stellung war angenehm und verschaffte mir die doppelte Freude, in der nächsten Umgebung meiner künftigen Schwiegereltern zu sein. Diese schienen mit meiner Haltung auf und außer der Bühne auch so zufrieden, daß meine Frau Schwiegermama **in spe** mir einst selbstgefällig die Bemerkurg machte: „Sie haben mit Maria Stuart darin viel Aehnlichkeit, daß Sie besser wie Ihr Ruf sind!" Ich fühlte mich natürlich sehr geschmeichelt und wäre ganz glücklich gewesen, hätte ich meine Amalia auch da gehabt, aber die Eltern wollten sie durchaus nicht in Lübeck auftreten lassen. Ich logirte bei dem Knopfmacher Röhl und als ich eines

Abends aus der Vorstellung noch Hause komme, sitzt in meinem Zimmer eine Gestalt. Ich mache Licht und sehe — nicht Bankos Geist, wohl aber meinen in Hamburg verloren gegangenen Freund Stotz. Er erzählte mir nun, daß er nach der Probe von einem solchen Angstfieber überfallen wäre, daß er hinaus ins Freie gelaufen und vor dem Steinthor auf einer Bank heiße Thränen vergossen hätte. In dieser Situation sei er von einem mecklenburger Edelmanne angeredet und um den Grund seiner Betrübniß gefragt. Nachdem er seine mißliche Lage geschildert und hinzugesetzt, daß er Musikus und Cellist sei, habe der Edelmann ihn eingeladen, mit nach seinem Gut zu kommen. Hier sei er nun bis jetzt verpflegt und nun wünsche er bei uns Engagement anzunehmen. Frau Scharff ließ ihn als Arsir in „Tancred" auftreten, er gefiel und wurde engagirt. Zu gleicher Zeit kam auch ein junger schüchterner Mensch, der mich um meine Verwendung bei der Direktion bat und gleichfalls placirt wurde. Es war der später rühmlichst bekannte Regisseur Höffert.

Der damaligen Mode huldigend, wollte ich mir einen Schnürrock machen lassen und fragte deshalb meinen Wirth, was er für Anfertigung der Schnüre verlange. Da dieser 10 Thaler forderte, sprang Stotz, welcher mein Stubenbursche geworden — auf und nannte ihn einen Betrüger. „Sei ruhig, ich mache Dir die Schnüre für die Hälfte," sagte er und hielt Wort. Diesen Rock habe ich lange Jahre als Andenken an

einen lieben Freund getragen. — Mein Freund Hunius, Regisseur bei der Hofbühne zu Weimar, schrieb mir, daß Unzelmann nach Dresden ginge und er im Auftrage der Intendanz mir Gastrollen auf Engagement antragen sollte. Wie glücklich mich diese Nachricht machte, kann nur der ermessen, der einmal in gleicher Lage war. Ich eilte mit dem Schreiben zu meiner Direktion und erhielt die Bewilligung, in vier Wochen ausscheiden zu dürfen. Nun bestürmte ich noch meine Schwiegereltern, um ihre endliche Einwilligung zu meiner Heirath mit ihrer Tochter Amalia und es gelang mir auch hier, ein erwünschtes Resultat zu erzielen. Wir wurden vom Herrn Pastor Fabrizius aufgeboten und dann reiste ich zu meiner Braut, die in Freiburg engagirt war, und ließ mich dort trauen. Auf Wunsch des Direktors ging ich dann mit meiner jungen Frau noch auf 4 Wochen mit nach Bautzen. Als nun aber meine Zeit heranrückte, nach Weimar zu reisen, bat mich der Direktor Braun, mein Weibchen noch für einige Zeit seiner Obhut anzuvertrauen, indem sein ganzes Repertoir gestört wäre, wenn seine liebenswürdige Soubrette so plötzlich ausscheiden würde. Da er ein sehr braver Mann und meine Frau damit einverstanden war, gab ich — obgleich mit schwerem Herzen — meine Einwilligung, noch mit nach Chemnitz zu gehen. Nachdem ich die Gesellschaft dahin begleitet, reiste ich nach Weimar und trat im Gasthof zum „Elephanten" ab. Nachdem ich Hunius begrüßt, machte ich Visiten bei Frau von Heikendorf,

geb. Jagemann, bei dem Bassisten Strohmeyer, bei Hofrath Kims, bei Moltke und schließlich bei dem Sonderling Leo. Ueberall wurde ich freundlich und ermuthigend aufgenommen. Zu meinem ersten Auftreten wählte ich den Plumper in „Er mengt sich in Alles" und den Thomas im „Geheimniß".

Zuvor entledigte ich mich noch einer heiligen Pflicht, indem ich mich dem Herrn Geheimrath von Göthe und dem Herrn Geheimen Hofrath Starke vorstellte. Mit beiden Herren hatte ich längere Unterredungen und wurde dann sehr gnädig entlassen. Mein erstes Debüt war glücklich ausgefallen und in den nächsten Rollen: Johann in „Strich durch die Rechnung" und Peter im „Kapellmeister von Venedig" gefiel ich so, daß man am nächsten Morgen Contrakt mit mir schloß. Nun miethete ich mir in der Schloßgasse, bei dem Kaufmann Eduard Meyer ein freundliches Quartier. Nachdem ich Meubles gekauft und Alles comfortabel eingerichtet, holte ich mein junges Weibchen von Chemnitz. Sie war glücklich über meine Aufnahme in Weimar und über die Aussicht, nun für längere Zeit stabil an einem Orte zu bleiben. Ihre Gesellschafterin, eine junge Predigerstochter, reiste auf ihren Wunsch mit, blieb noch sieben Jahre bei uns und heirathete dann den Schauspieler Andre. Als engagirtes Mitglied trat ich zuerst als Papageno und dann als Larifari auf. Wir waren ganz glücklich, denn zu den angenehmen Theater-Verhältnissen gesellten sich noch eine Masse interessante

Privat=Bekanntschaften. Zu meinen nächsten Freunden zählte ich die Herren: Peulier, Kammerdiener des Erb. Großherzogs, Mochons, Weinhändler, Coulon Lepitre, Tanzlehrer und A. m. Alle Woche hatten wir in meinem Hause eine Soiree française, wo nur französisch gesprochen wurde. Alles Glück concentrirte sich auf diese Zeit, denn meine Frau überraschte mich mit der Aussicht, bald Vaterfreuden zu genießen. Auch meinen alten Freund W. Fink mit seiner jungen Frau und schönen Schwägerin traf ich hier im Engagement.

Täglich ging ich mit meinem Weibchen im Park spazieren und hatte eines Tages das Glück, dem Großherzog dort zu begegnen.

„Na, — redete er uns an — wie ist's, bald Kindtaufe?"

„Es ist Hoffnung vorhanden, — erwiederte ich — wollen königl. Hoheit Gevatterstelle übernehmen?"

Lachend sagte er: „Wenns ein Junge ist."

Nach 6 Wochen ließ ich mich bei Hofe melden und als der Herzog mich sah, rief er mir schon entgegen: „Ist's ein Junge?"

„Nein, königliche Hoheit, für diesesmal nur ein Mädchen."

„Gut, so steht die Großherzogin mit Gevatter!"

So geschah es denn auch. Beide erhabene Herrscher standen bei meinem ersten Kinde, Louise, die jetzt an den Schauspieler Julius von Wegern verheirathet ist, Gevatter. Als Pathengeschenk fand ich unter dem

Kopfkissen des Kindes 20 Frd'or. Hiermit schloß sich aber leider unsere Freude, denn ein trauriger Vorfall machte uns eine baldige Abreise wünschenswerth. Wir hatten einen kleinen Hund, der auf das Kindchen einen förmlichen Neid zu haben schien, denn so oft ich es liebkoste, knurte er unaufhörlich. Zufällig verlasse ich das Zimmer, der Hund springt auf das Kind und hätte es vielleicht gebissen, wenn meine Frau nicht rasch hinzu sprang. Diese bekam aber von dem Schreck eine sehr schlimme Brust und verfiel in eine solche Schwermuth, daß sie zu sterben meinte, wenn sie nicht bald von Weimar fortkäme. Da sich ihre Ansicht nicht änderte und es für mich sehr schmerzlich war, noch ein ganzes Jahr mein liebes Weibchen in dieser Aufregung zu sehen, sann ich auf Mittel, die Zeit meines Engagements abzukürzen. Der Zufall war mir, wie schon so oft, auch diesesmal günstig. Der Commissionsrath Weniger von Gotha kam zu mir und bot uns Engagement an. Eine herrliche Aussicht fortzukommen, sagte meine Frau, denn hier werde ich nie wieder gesund. Am Abend desselben Tages begleitete ich Frau von Heickendorf an ihren Wagen und benutze die Gelegenheit, mich zu beurlauben und mich ihrem Wohlwollen zu empfehlen.

„Sie wollen doch nicht durchgehen?" sagte sie.

„O ja, wenn Sie nichts dagegen haben?"

„Nun, so reisen Sie mit Gott," gab ihrem Kutscher einen Wink nnd fuhr herzlich lachend davon. — Ihre letzte Aeußerung benutzte ich zu meinem Vortheile.

Schnell ließ ich Fink rufen, theilte ihm meinen Plan mit, bat ihn, mein Möblement zu verkaufen und mir das Geld nachzuschicken, was er als redlicher Freund auch gethan. Wir reisten nun in aller Frühe ab und nach Gotha, wo wir im Gasthof zum „Riesen" bei Schott abstiegen. Commissionsrath Weniger stellte uns der Gesellschaft vor, die aus tüchtigen Mitgliedern bestand Baudius, Hübsch, Schönfeld, Toussеint, August Linde, Kurtz, Wolters (der später am Rhein im Duell erschossen wurde) u. A. m. Um meiner Frau Gelegenheit zu geben, ihr schönes Talent sogleich im rechten Lichte zu zeigen, trat sie als Hulda im „Donauweibchen" und ich als Fuchs auf. Die zweiten Rollen waren: Elisene u. Dobrowslav im „Wald bei Hermannstadt" und die dritten: Constanze und Osmin in der „Entführung aus dem Serail". Ich zeichne diese Rollen nur deshalb auf, um einen Beweis zu geben, was damals die Mitglieder leisten mußten. So fing meine Frau auch sehr früh an, komische Mütter zu spielen. Im 16. Jahre sang sie die Gertrude in der „Schweizerfamilie," als ich als Richard Boll Abschied vom Publikum in Magdeburg nahm.

Wir lebten in Gotha sehr zufrieden, hauptsächlich weil meine Frau sich wieder wohler fühlte. Die Gagen wurden bei dem Kammer-Calkulator Calbe abgeholt. Ich hatte in meinem Contrakt ein Benefiz mit 50 Thlr. garantirt. Die Vorstellung kam heran, ich gab „den alten Ueberall und Nirgends" und nahm 100

Thlr. ein. Vergnügt wie ein Gott, will ich mit meinem Mammon nach Hause, da ruft mich der Calkulator und sagt: „nehmen Sie doch die garantirten 50 Thlr. auch mit!" Obgleich darüber verwundert, strich ich diese aber ohne Zögern auch noch ein und habe später nie gehört, daß das nicht in der Ordnung gewesen wäre. (Ein Kuriosum damaliger Zeit.)

Zum Frühjahr wurde die Gesellschaft plötzlich gekündigt. Da ich Jahres-Contrakt hatte, wendete ich mich direkt an den Herzog, der ein großer Kunstfreund war, und erhielt 20 Ld'r. und für meine Frau die Anweisung, täglich das Essen aus der Hofküche holen zu lassen. Auf Anrathen des Herzogs, eine Kunstreise zu machen, miethete ich meine Frau für längere Zeit ein, versorgte sie reichlich mit allem, was für die Wirthschaft nöthig ist und reiste dann mit einem jungen Tenoristen aus dem Chor, Namens Spreer, ab.

Ich habe selten eine vergnügtere Fußreise gemacht. Mit fröhlichem Humor und einer vollen Börse kamen wir nach Coburg, wo mein alter Freund Gerlach die Direktion führte. Wir machten ihm unser Compliment, bei welcher Gelegenheit ich seine Schwägerin, Fräulein Louise Starke, kennen lernte und fuhren dann sogleich zu unserm Vergnügen nach Rosenau. Nachmittags wurde ich aber plötzlich durch einen reitenden Boten zurück zur Direktion citirt, indem Gerlach mit dem Schauspieler Salzmann einen unangenehmen Auftritt gehabt, der dessen sofortige Entlassung zur Folge hatte. Abends

sollte „Kabale und Liebe" gegeben worden und es fehlte dadurch der Präsident. In dieser Verlegenheit ersuchte Gerlach mich, die Rolle zu übernehmen, was ich denn auch that und zwar ohne Probe. Salzmann, empört über meine Bereitwilligkeit, kam Abends ins Theater und pfiff seinen Rivalen tüchtig aus. Von der Polizei aber sofort gepackt, mußte er auf der Wache so lange bleiben, bis am andern Tage der Befehl vom Herzog kam, daß er die Stadt sofort zu verlassen habe. Nachdem ich noch den Klingsberg gespielt und den Seneschall im „Johann von Paris" gesungen, trat ich meine Weiterreise an. Mein Weg ging nach Würzburg, Frankfurt und Mannheim, wo ich im Hotel „zum Prinzen von Preußen" beim Mittagessen, den Komiker Albert Wurm traf, der mir erzählte, daß er der Huldigung des Herzogs Friedrich von Gotha beigewohnt. Ohne mich lange zu besinnen, fuhr ich ohne Aufenthalt dahin, um mich zu erkundigen, was nun aus mir werden sollte. Ich ging deshalb zu dem Geheimrath von Lindenau, mußte aber erfahren, daß er in dieser Sache nichts thun könne. Durch den Geheimsekretär Wüstemann, der mir sehr gewogen war, erhielt ich jedoch für drei Monate meine Gage ausgezahlt. Da ich Gerlach versprochen hatte, zurückzukehren, sobald meine Verpflichtung in Gotha gehoben sei, war ich in keiner Verlegenheit, packte mein Weibchen in einen Wagen und fuhr direkt mit ihr nach Bad Liebenstein, wo sich Gerlach mit seiner Gesellschaft befand.

Herzog Bernhard, ein noch sehr junger Fürst, der erst von der Universität gekommen war, um die Regierung anzutreten, war ein außerordentlicher Theaterfreund. Alle Proben und Vorstellungen besuchte der Fürst und war herablassend und gnädig gegen sämmtliche Mitglieder. Auch die Cavaliere Sr. Durchlaucht, die Herren v. Geming und v. Spesard interessirten sich für Kunst und Künstler. Die Opern leitete der Herzogl. Kapellmeister Grund. Das Orchester bestand aus tüchtigen Künstlern. Besonders erinnere ich mich noch des Violloncellisten Knop, als ein hervorragendes Talent.

Eines Tages befahl mir der Herzog nach seinem Schlosse zu kommen und eröffnete mir, daß ich bei einer Redoute sein Gast sein solle. Für die nöthige Garderobe würde er sorgen, machte sich aber zur Bedingung, daß ich Niemanden etwas davon sagen sollte und unter keiner Bedingung eine andere Antwort als französisch zu geben. Der Tag erschien, ich verfügte mich ins Schloß, wurde von dem Kammerdiener gekleidet, als karikirter Stutzer, und dann dem Herzog vorgestellt. Dieser ertheilte mir seine Befehle, ließ eine Flasche Champagner für mich holen und schickte mich dann in den Saal. Nachdem ich eine Weile verlassen hin und her gewandert, erkundigte sich der Herzog bei den Gästen, wer wohl die Maske sei. Nun drängten sich Viele an mich, aber durch kurze französische Antworten abgeschreckt, blieb mein Incognito unverrathen. Endlich erbot sich Frau Oberforstmeisterin v. Fischer dazu, dem Herzog

binnen wenigen Minuten genaue Auskunft zu geben. Sie war aber nicht glücklicher und mußte unverrichteter Sache abziehen. Nachdem der Herzog sich weidlich an der Neugierde seiner Gäste ergötzt, präsentirte er mich selbst, indem er ausrief: „es ist der Schauspieler Müller!"

Die Mitglieder unter Direktor Gerlach waren die Damen: Albini, Bethmann, Gerlach, L. Starke, Träger, Krusius, Salzmann, Spahn und Walther, und die Herren: Träger, Fournau, Richter, Aue, Hausmann, Rennert, Schwarz, Schmidtchen, Zollner, Henser, Albini, Röjeke, Reichart, Krusius und Christ. Müller (der lange Müller). Nach der Saison gingen wir nach Gotha, wo ich von meinen alten Freunden herzlich bewillkommt wurde.

In Erfurt baute der Hausbesitzer Bornschein, für 20,000 Thaler, ein neues Schauspielhaus auf derselben Stelle, wo das berühmte alte gestanden hatte, worin zur Zeit des Congresses der gewaltige Napoleon die Mitglieder des **Theatre français**, mit Talma an der Spitze, hatte spielen lassen. Die Concession für Erfurt wurde unserm Direktor übertragen und von dieser Zeit spielten wir abwechselnd hier und dort. Der von Brünn gekommene Schauspieler Matte erhielt die Regie. Neue Mitglieder: Frau Matte, Fräulein Blümel, Frl. Busse, Frau Blümel, Herr Blümel und Herr Alsdorf wurden für das Doppel-Unternehmen engagirt. Mit „Egmont" wurde das neue Theater in Erfurt eröffnet.

Die Geschäfte gingen sehr gut. Zum Frühjahr ging die Gesellschaft nach Halle, um den Sommer in Lauchstädt zuzubringen. Zum Vogelschießen gingen wir nach Rudolstadt und im Oktober von da wieder nach Erfurt und Gotha. Diese Tour machte ich drei Jahre hintereinander mit meinem humanen Direktor durch. Am 16. Oktober 1824 wurde meine Familie durch eine Tochter, Auguste, vermehrt. Als Zeugin nahm ich die Tochter meines Wirthes, dem Töpfermeister Eckold mit in die Kirche und vertrat selbst die Gevatterstelle. Diese Tochter, ein hoffnungsvolles Mädchen, verlor ich in ihrem 16. Jahre durch einen schnellen Tod. Ihre irdische Hülle ruht in Itzehoe, im Holsteinischen.

Baron von Lichtenstein schuf ein neues Unternehmen für die Städte Altenburg und Coburg. Ich erhielt mit meiner Frau einen acceptablen Antrag und säumte nicht darauf einzugehen. Mein Direktor entließ uns zwar sehr ungern, aber dem Freunde wollte er seinen Wunsch nicht abschlagen. Bei unserer Ankunft in Altenburg war die Gesellschaft schon beisammen. Technischer Direktor war Herr Klühne, Regisseure die Herren Ditmarsch und C. Röder. Mitglieder die Herren: G. Röder, F. Ilenberger, Wieser, Straus, Streit, Plock, C. Schütz, Klingmann, Werner, Weckerle und die Damen: F. Röder, Klühne, Ditmarsch, Reinwald, Lüpke. Obgleich ein vortreffliches Ensemble beisammen war, so konnte Altenburg doch die Ausgaben nicht lange decken, weshalb wir noch einen Abstecher nach Gera

machten. Als wir nach Coburg reisten, hatte Baron von Lichtenstein schon 4000 Thlr. zugesetzt. Nun gings nach Coburg, wo der Herzog die Bühne für eigene Rechnung übernahm und von Lichtenstein zum Intendanten ernannte. Da der Herzog mit den Leistungen der Mitglieder sehr zufrieden war, erhielten wir sämmtlich Gehaltzulage. Ich logirte bei dem Feldwebel Zillig und hatte eine schöne bequeme Wohnung.

Nach dem Tode des Herzogs Friedrich von Gotha wurde das Allodium verkauft; es bestand aus Wagen, Weinen, Theater-Garderobe &c. Unser Herzog war geneigt, die Opern, Garderobe und Bibliothek für Coburg zu kaufen und ertheilte mir den ehrenvollen Auftrag, sämmtliche Utensilien zu erstehen.

Ich machte einen kleinen Abstecher nach Hildburghausen, um meinen Freund, den Direktor Gerlach, zu besuchen. Er stellte mich dem Herzog vor, der mir den Auftrag gab, ein Stückfaß Rothwein für ihn zu besorgen. Ich erhielt deshalb einen Empfehlungsbrief an den Hofmarschall Grafen v. Salisch, der mit dem Verkauf beauftragt war. Nach 14 Tagen war mein Geschäft beendet, und nachdem ich Alles wohl verpackt und noch obenein bedeutende Schmucksachen und Stickereien mit angekauft, reise ich nach Coburg zurück. Ich gab dem Intendanten das Verzeichniß sämmtlicher Gegenstände, worüber er mir seine Zufriedenheit ausdrückte. Bei dieser Gelegenheit machte er mich denn auch damit bekannt, daß auf Wunsch des Herzogs „Don Juan“

angesetzt sei und er während meiner Abwesenheit dem Sänger Weckerle die Partie des Leporello übertragen hätte. Obgleich ich ihm nun begreiflich zu machen suchte, daß ich, der ich nun wieder zugegen sei, meine Partie selbst singen müßte, gab er mir doch die einfache Antwort, daß es bei der Vertheilung vorläufig so bleiben müsse. Ich fühlte meine Ehre dadurch so verletzt, daß ich nach Hause eilte und meine Frau veranlaßte, sofort unsere Sachen zu packen, um abzureisen. Alle vernünftigen Vorstellungen von ihrer Seite machten meinen Entschluß nicht wankend. Unsere Haushälterin erhielt den Auftrag, mit den Sachen nachzukommen und ich setzte mich mit meiner Familie in den Wagen. Wir fuhren zu unserm alten Freund Gerlach nach Hildburghausen, der froh war, uns wieder engagiren zu können. Wir reisten gleich mit der Gesellschaft nach Halle. Mitglieder waren die Herren: Aue, Sourmann, Träger, C. Krieckeberg, Riedel, Heuser, Rösicke, Hinze, v. Perglaß, Blum, Kreidel, Reichard, Chr. Müller, Rennert, Rudolphi und Salla (jetzt Holzhändler in Berlin). Die Damen: Gerlach, Starke, Krieckeberg, Schmidt (Frau Doktorin Weidemann), Wagner, Alsdorf, Müller, Gerstel, Bohm, Morgenstern und Krusius. Die Direktion machte brillante Geschäfte. Mein Freund Gerlach, der auch die Feldzüge 13—15 mitgemacht, war gleich mir ein passionirter Reiter. Mir zu Liebe schaffte er ein zweites Pferd an und gab mir dadurch, außer der Freude darüber, auch den Beweis,

wie werth ihm unser Engagement war. Auch meine häuslichen Freuden vermehrten sich um einen Stammhalter. Mein Sohn Eduard (in der Theaterwelt jetzt vielfach unter dem Namen Edmüller bekannt), wurde am 10. Februar 1826 geboren. Die Freude über dieses Geschenk meiner Frau machte mich so glücklich, daß ich eine große Taufe veranstaltete. Pathen zu ihm waren Geheimrath Eduard Mühlenbruch, Professor Gräber, Ersch und Doktor Weidemann und die Damen: Frau Stegmann, Dem. Starke und Frau Professor Gräber.

Im Frühjahr besuchte mich mein Freund, Lieutenant Curiol, der die Direktion des Stettiner Theaters gegen eine Abstandssumme aufgeben wollte. Ich bot ihm 500 Thaler, er war damit einverstanden und ging mit mir zu dem Justizkommissar Weidemann, um die Contrakte aufnehmen zu lassen. Nachdem dieses geschehen, ging ich zu Gerlach und theilte ihm den Handel mit. Obgleich er nicht ganz damit einverstanden war, so übernahm er dennoch die Verpflichtung auf sich und bezahlte obige Summe. Er reiste nach Stettin, nahm den Regisseur Majober mit und machte mich zum Geschäftsführer der Gesellschaft in Halle.

Mein neues Amt brachte mir manche Sorge aber auch viele Freude, denn die Geschäfte gingen mehr als gut. Besonderen Gewinn für die Kasse erzielte ich durch die Gastspiele der gefeierten Künstlerin Mad. Neumann (Haizinger), der Mad. Brede aus Wien und des Herrn Becker aus Darmstadt. Alle meine Ueberschüsse mußte

ich aber für Wechsel verausgeben, die fast wöchentlich von Stettin kamen, denn Gerlach machte schlechte Geschäfte. Nach kaum einem Jahr bekam ich den Auftrag, Palmsonntag in Stettin zu sein, die Gesellschaft sei gekündigt. Damals war die Reise sehr kostspielig, aber ich konnte sie trotzdem unternehmen und brachte noch zwei schöne Pferde, brandenburger Gestüte, nebst Wagen mit hin. Diese freudige Ueberraschung war aber nur von kurzer Dauer, denn Alles ging an den Herrn Senator Müller über. Da Gerlach der Gesellschaft noch mehrere Rückstände schuldete, behielt er sie noch beisammen. Meine dringenden Ermahnungen, daß ein Bankerott unvermeidlich sei, fanden kein Gehör und so beschloß ich denn, mich von ihm zu trennen. Für meine rückständige Gage erhielt ich Wechsel, ließ dann Frau und Kinder zurück und reiste, um vorläufig zu privatisiren, nach Halle. Vorerst brachte ich aber Gerlachs Schwägerin, auf ihren Wunsch, nach Dessau, ihrer Vaterstadt.

Wie ich nach Halle kam, stieg ich „im Ring" ab, weil meine Baarschaft alle war und ich den Wirth gut kannte. Ich suchte meine alten Freunde auf und fand besonders bei dem Grafen F. v. Pfeil, der bei dem Bürgermeister Mehlin wohnte, eine gastfreie Aufnahme. Graf Pfeil hatte als Offizier im Heere gestanden und fing als Familienvater erst zu studiren an. Sein Sohn trug ihm stets die Hefte nach dem Hörsaal nach. Seine liebenswürdige Gemahlin war eine geb. v. Stein-

metz. Beide Gatten wetteiferten, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. So war ich ihr täglicher Tischgast und nach dem Essen wurde jedesmal ein Spielchen entrirt, wo es so eingerichtet war, daß ich etwas gewinnen mußte.

Während meiner Abwesenheit hatte sich eine neue Gesellschaft, unter Direktion des Herrn Bornschein organisirt. Um die nothwendigsten Ausgaben decken zu können, war es mir willkommen, daß der Direktor mir ein Gastspiel antrug.

Ich bewohnte später ein kleines Privatlogis. Eines Abends komme ich nach Hause und finde auf dem Sopha einen Menschen, der sichs bequem gemacht und eingeschlafen war. Ich rüttle ihn und erkenne Freund Perglaß, der ermüdet von einer Reise, sogleich mich aufgesucht, um bei mir zu kneipen. Da es spät war, nöthigte ich ihn, in seiner Ruhe zu bleiben und mir Morgen seine Wünsche mitzutheilen. Nun ziehe ich mich aus und will mich ins Bett legen. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, auch mein Bett war in Anspruch genommen. Zwei wohlbekannte Physiognomien, die alten Freunde Blum und Christian Müller, lachen mich an und wünschen mir einen guten Abend. Auch sie waren von der Reise gekommen und hatten sich, da ich abwesend war meines Bettes bedient. Was war zu machen? ich ging ins Hotel und wünschte meinen Gästen eine angenehme Ruhe. Am andern Morgen, schon etwas spät, gehe ich in meine Wohnung um nachzusehen, ob meinen Colle-

gen auch nichts fehle. Ich mache die Thüre auf und finde die Anzahl abermals um zwei Personen, Rahnenberg und Döring, vergrößert. Sie erklärten mir einstimmig, daß sie kein Geld hätten und für kurze Zeit meine Stubenburschen bleiben würden. Wenn ich ihnen nun auch mein Zimmer gerne überließ, wo aber sollte ich Lebensunterhalt für so viele Personen hernehmen? Ich wußte mir aber doch darin zu helfen. Für das Geld, welches ich täglich bei dem Grafen Pfeil gewann, kaufte ich Aepfel und Weißbrod, womit ich meine Gesellschaft regalirte. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich Einer bei der frugalen Kost den Magen verdorben, oder sein Schicksal beklagt hätte. Endlich brachen sie aber auf, dankten für meine Gastfreundschaft und gingen heiter und wohlgemuth zum Thore hinaus.

Theodor v. Schwartz, Sohn des Kammer-Präsidenten in Rudolstadt, kam im Auftrage seines Vaters, um meine Frau und mich zu engagiren. Er bedauerte, meine Frau nicht am Ort zu finden, dennoch schloß ich mit ihm Contrakt. Meinem Freunde und Gönner theilte ich die frohe Nachricht mit. Dann ging ich nach Hause, um Pläne zu machen, auf welche Weise ich das Reisegeld für meine Familie beschaffen sollte. — Ich wußte nicht, daß Graf Pfeil es bereits hingeschickt hatte. — Recht traurig sitze ich in meinem Stübchen und denke eben lebhaft an Frau und Kinder — da krappelt etwas an meiner Thüre — und herein kriecht mein kleiner Eduard und ruft: Papa! Papa! Ueberrascht springe

ich auf und auf der Treppe kommt mir die ganze Familie gesund und guter Dinge entgegen. Mein Erstaunen löste sich bald auf, denn meine Frau erzählte mir, daß die Sehnsucht mich zu sehen, sie nicht länger dort gehalten, daß sie die Gerlach'schen Wechsel mit bedeutendem Verlust verkauft und mit dem Gelde hierher gereist wäre. (Später löste Gerlach die Wechsel für den vollen Werth wieder ein.) Nachdem einige Tage vergangen, kam der Geldbrief des Grafen zurück und nun erst erfuhr ich seine Schonung und Güte gegen mich. Sofort brachte ich ihm das Geld wieder und benutzte die Gelegenheit, ihm und seiner Gemahlin meinen tiefgefühlten Dank für ihre Wohlthaten abzustatten.

Wir reisten nun nach Rudolstadt und waren froh, den Spätsommer hier zubringen zu können. Die Gesellschaft war gut gewählt, Herren: H. Blum, Limbach, Maske, Bachmann, Höfler, Plock, Bonhardt, Döring, Richter, Grege, von Perglaß, Müller, Weber, Kreidel, Krüger, Rusch und Lehmann. Damen: Gerstel, Bohm, Maske, Plock, Müller, Weber, Hollenstein, Bello, Krüger und Röder. Hof, Intendanz und Publikum waren mit unsern Leistungen sehr zufrieden und auch wir hatten volle Ursache, uns wohl zu fühlen. Während der Saison hatte die Intendanz Unterhandlungen mit Gera und Altenburg für den Winter angeknüpft und das Resultat erzielt, daß wir mit den Zuschüssen und den Abonnements unsere Ausgaben decken konnten. Die Intendanz trug uns diese fernere Existenz an und gab

uns auf, aus unserer Mitte einen Direktor zu ernennen. Auf meinen Vorschlag wurde einstimmig der Regisseur Block gewählt. Die Zeit rechtfertigte unsere Wahl, denn Block war ein ausgezeichneter Direktor, der all seinen Verpflichtungen mit der größten Pünktlichkeit nachkam. Wir gingen nach Altenburg und machten gute Einnahmen. Besonderes Verdienst um uns erwarben sich die Herren von Seckendorf (Intendant) und Regierungssekretär Bechstein. Ersterer leitete die Proben und war zugleich ein tüchtiger Dramaturg.

Als Curiosum muß ich erzählen, daß damals in Altenburg eine Schauspielerherberge bestand, dessen Wirth der Seiler Köhler war. Er hatte Stammbäume sämmtlicher Gesellschaften, die jemals dort waren und gab jedem reisenden Schauspieler auf 24 Stunden unentgeldlich Kost und Logis. (Der brave Mann ist leider nicht mehr am Leben und auch seine Herberge ist eingegangen, aber die Stammbäume existiren noch und befinden sich gut aufgehoben in der Hand des Gastwirthes zur „Stadt Leipzig".)

Von hier reisten wir nach Naumburg und dann im Sommer nach Lauchstädt. Unsere Gesellschaft war um ein ausgezeichnetes Talent, Mad. Seberg, vergrößert worden. In Lauchstädt befand sich der Hofrath und Dichter Adolph Müllner. Er interessirte sich ganz besonders für die Gesellschaft und eines Abends, nach der Aufführung seiner „Schuld", nahm er unserm Direktor das Versprechen ab, einige Monate nach Weißenfels zu

kommen. Zu derselben Zeit ging aber eine Veränderung bei der leipziger Bühne vor, die für uns eine wohlthätige Wirkung haben sollte. Hofrath Küstner legte die Leitung nieder und für ihn wurde der königl. preuß. Hofschauspieler Bethmann gewählt. Letzterer war um Mitglieder verlegen und engagirte auf Empfehlung Müllners unsere ganze Gesellschaft. Bethmann hatte aber diese Angelegenheit geheim gehalten und dadurch die Neugierde der Behörde und des Publikums in Leipzig aufs Höchste gesteigert. Endlich erschien der Tag der Eröffnung. Mad. Seberg trug einen bescheidenen Prolog vor, dann folgte „Dienstpflicht". Das Theater war gedrängt voll. Die Meisten waren in der Absicht gekommen, „den Schund" auszupfeifen. Nach meinem ersten Abgang als Baruch, erschallte aber ein donnerndes Bravo! Nun war die Bahn gebrochen und das ganze Stück so beifällig aufgenommen, daß am Schluß Direktion und sämmtliche Darsteller mit einem Hervorruf ausgezeichnet wurden. Neustädt als Kriegsrath, Bolzmann als junger Dalner, Richter, Nabell, Dem. Bello, Mad. Seberg und meine Wenigkeit hatten die Theilnahme des Publikums im Sturm erobert. Auch die Oper gefiel durch ihre hervorragenden Talente. Frau Michalesi erste Sängerin, Herr Michalesi erster Bassist, Höfler erster Tenor, Pögner zweiter Baß, Forner zweiter Tenor, Uber Tenorbuffo. Die Sängerinnen Gerstel und Koppe u. s. w. Plock und ich alternirten in verschiedenen Rollen. Besonderes Glück machte

ich als Schewa im „Juden“ und als Fortunatus Wurzel im „Baur als Millionär“. Letztere Rolle spielte ich 17 Mal in einer Saison. Auch meine Frau zählte durch ihr Talent mit zu den Lieblingen des Publikums. Viel Aufsehen erregten die Kinder-Ballets, unter der trefflichen Leitung des noch sehr jungen Balletmeisters Teschner (jetzt Hoftheater-Direktor in Stuttgard). Derselbe versuchte sich auch mit Glück im komischen Fach, war überhaupt eine Zierde unserer Bühne. Wir waren recht zufrieden und glücklich in unserm Verhältniß und erfreuten uns interessanter Bekanntschaften, von denen ich nur die Herren Herloßsohn nnd H. Heine zu nennen brauche, um die Wahrheit zu bestätigen. Meine Familie erhielt auch einen Zuwachs. Am 26. Mai 1829 wurde meine Tochter, Wilhelmine, geboren (verheirathete sich am 17. April 1854 mit dem damaligen Direktor des altenburger Hoftheaters, Ludwig Wollrabe). Bei ihrer Taufe waren Zeugen und Gevatter: Doktor Heinrich Heine, Pusch, Hotelbesitzer, und meine Schwägerinnen Fräulein Doris Heinze und Frau Lieutenant Fiedler. Beide Mitglieder des leipziger Stadttheaters. Meine beiden Töchter Luise und Auguste hatte ich seit zwei Jahren bei der Frau Superintendentin Schnegaß in Altenburg, in Pension.

Obgleich mein Glück vollkommen schien, so war es doch noch ein gewisses Etwas, das ich zu erringen strebte. Ich fing an nachzudenken, daß der Mensch auch noch höhere Zwecke zu verfolgen habe, als der

materiellen Freude zu leben. In Leipzig bekam ich das wahre Licht! und von dieser Zeit an trachtete ich mit meinen Handlungen das Winkelmaaß der Erfahrungen und das Senkblei der Vernunft zu vereinbaren.

Im Sommer gingen wir mit Bethmann, der die Direktion in Leipzig niedergelegt, nach Lauchstädt. Sein Nachfolger war der Direktor Remy. Nachdem wir die Saison beendet, führte uns unser Direktor nach Dessau. Der Hof sowohl als der Intendant, Herr von Behrenhorst, begünstigten das Unternehmen auf jede mögliche Weise. Ich bekam einen Antrag nach Berlin, um bei der königl. Hofbühne zu gastiren. Bethmann reiste nach Erfurt, wohin wir ihn nun nicht begleiten konnten. Bevor ich aber meine Reise antreten konnte, hatte ich noch eine traurige Periode zu überstehen. Meine liebe Frau erkrankte an den Blattern nnd lag so schwer darnieder, daß sie von uns abgesperrt werden mußte. Wir bezogen eine Gartenwohnung hinter unserm Hause. Niemand durfte mein armes Weib besuchen, aber trotzdem ließ sich mein Freund Eicke nicht zurückhalten und pflegte sie nach besten Kräften. Eine seltene Aufopferung, die wir noch jetzt mit dankbarem Herzen anerkennen. Nachdem nun diese Leiden glücklich überstanden, reiste ich mit meiner Frau nach Berlin. Ich brachte einen Empfehlungsbrief an Herrn Major v. Schöning mit, der die Güte hatte, mich dem Intendanten, Herrn Grafen Röder, vorzustellen. Mein Empfang war sehr ehrenvoll und die näheren Bestimmungen meines Gast-

spiels bald geordnet. Hiermit aber noch nicht zufrieden, machte ich auch ein Gastspiel mit Delcour, dem Direktor der französischen Gesellschaft aus. Ich setzte einen kleinen Stolz darin, auch als französischer Schauspieler auftreten zu können. Mit dem Commissionsrath Cerf, Direktor der Königstädter Bühne, war ich auch bereits einig, um später einen Cyclus zu eröffnen.

Wir bezogen in der Roßstraße eine freundliche Wohnung und fingen an, uns von den erst kürzlich überstandenen Leiden in etwas zu erholen. Auch meinen Gönner, den Grafen Pfeil aus Halle, fand ich hier und erfreute mich wieder seiner vollen Güte und Freundschaft. Wir waren wieder seine täglichen Tischgäste und hatten uns mancher Gunstbezeugungen zu erfreuen. Meine erste Rolle auf der königl. Bühne war der Major in „Cäsario". Ich hatte das Glück zu gefallen. Da brach die leidige Cholera aus und unsere ganzen Aussichten verschwanden wie ein Traum. Meine Frau ängstigte sich der Kinder wegen, die wir zurückgelassen, weshalb ich sofort mein Gastspiel abbrach und mit ihr die Rückreise nach Dessau antrat.

Die Furcht war so allgemein, daß es schwer hielt, aus einer inficirten Stadt kommend, in einer anderen zugelassen zu werden. Wir gingen über Roßlau und kamen glücklich bei unsern Kindern an. Durch die Freundschaft der Herren: Baurath Pozzi, Kammer-Consulent Siegfried, Krätschmer und Doktor Hachfeld gelang es uns, einige Vorstellungen zu arrangiren, die auch von

Seiten des Hofes sehr protegirt wurden. Die Hofsänger und Balletänzer hatten uns ihre Mitwirkung zugesagt. Wir gaben am ersten Abend „Das war ich“ und „Das Ehepaar aus der alten Zeit.“ In dieser Vorstellung, die außerordentlich gefiel, wirkten außer uns, Stoje, Dedeke, Krüger, Fr. Reyl, Fr. Kaullitz und Riehmann. Auch Friedr. Schneider interessirte sich für diese Vorstellungen in solcher Weise, daß er schon davon sprach, das Ensemble zu vergrößern. Freudig hätte ich beigestimmt, wenn mir nicht ein sehr guter Antrag nach Bremen gemacht wäre. Da war aber kein Mensch, der uns hätte halten können. Wir machten in aller Eile Abschieds-Visiten und fuhren dann mit einem Hauderer, in- und auswendig vollgepfropft, gen Bremen. Nach einer langweiligen Reise, weil überall Aufenthalt der Cholera wegen war, langten wir an und stiegen im Hotel „zum Lindenhof“ ab. Der Direktor war sehr erfreut uns zu sehen. Wir debutirten in der „unterbrochenen Whistpartie“ als Scarabäus und Gräfin und im „Ehepaar aus der alten Zeit“. In letzterem Vaudeville traten wir an 11 Abenden auf. Ein höchst komischer Vorfall, der noch heute häufig besprochen wird, macht mir meinen Aufenthalt daselbst unvergeßlich. Die Direktion hatte da einen Antagonisten, was ich aber nicht wußte, in der Person des Kaufmannes W. G. Schröder. Fortwährend waren Reibungen in der Zeitung, die Beide auf einen feindlichen Fuß stellten. Wir gaben den „Kammerdiener“ von Wolff, worin meine

Frau als Mad. Hirsch excellirte und ich gab den Commerzienrath Hirsch. Bei meinem Erscheinen bemerkte ich eine große Bewegung im Auditorium und je näher ich komme, je stürmischer wird der Applaus. Alles ruft: Schröder! Schröder! Nach der Vorstellung wurde ich mit meiner Frau und später noch einmal allein gerufen. Man schickte nach meinem Hause mehrere Flaschen Champagner und Burgunder als Anerkennung unserer Leistungen. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Die Direktion fand es für gut, die Vorstellung am Neujahrstage zu wiederholen. Schröder gab nun seinen Leuten, 24 an der Zahl, kleine Blechpfeifen und befahl ihnen, den Schauspieler Müller, so wie er heraustrete, tüchtig auszupfeifen. Die Knechte wurden auf die Gallerie geschickt und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick meines Erscheinens. Der Augenblick kommt endlich, ich komme vor und ein furchtbares „Bravo" unterbricht meine Rede. Die 24 auf der Gallerie stutzen — rufen sich zu: „nu kiek mahl an, uns Herr het uns op de Prof stellen wullt — ja woll, wie sünd nich so dumm." Die Kerle schreien darauf aus voller Kehle: Bravo Herr Schröder! und nach jeder Rede fielen laute Ausbrüche ihrer Zufriedenheit von der Gallerie herab, als: „nu kiek, wie goot he spehlt" oder „uns Herr is en fixen Kerl" u. A. m. Man kann sich die Wuth des Herrn Schröder und den Jubel des Publikums leicht vorstellen. Am andern Morgen stand in der Zeitung: Herr Müller kann sich 4 Louisd'or für seine vortreffliche

Leistung in der Keiser'schen Buchhandlung abholen. Ich eile hin und finde Herrn Keiser sehr erstaunt über meinen Besuch. Er fragte mich, ob ich denn wirklich das Geld nehmen wolle. Allerdings, antwortete ich, es steht ja die Aufforderung dazu in Ihrer Zeitung. Mit mürrischem Gesicht gab er mir das Honorar und ich eilte damit zum Consul Spito und zum Senator Löning. Jedem der Herren gab ich 2 Ld'or. für die evangelischen und katholischen Waisenkinder. Hierüber erhielt ich eine öffentliche Danksagung in der Zeitung. Obgleich ich bei dem ganzen Vorfall eine harmlose Persönlichkeit war, denn ich kann noch heute versichern, daß eine Absicht, den Scandal herbeizuführen, nicht bei mir vorlag, so konnte doch Direktor Bethmann seine Freude darüber nicht bemeistern. Er spann die Geschichte durch Witzeleien so weit aus, daß Schröder einen Prozeß gegen ihn anhängig machte, den er denn auch später verloren hat.

Die Gesellschaft bestand aus folgenden Mitgliedern, Damen: Jungblum, Uhing, Lemke, Aisdorf, Stübecke, Brüning, Müller, Crahe und Louise Müller. Herren: Köster, Gliemann, Heckscher, Knaust, Boje, Beckmann, C. Krüger, Stübecke, Alsdorf, Karsten, Crahe und Oeser. Ein vortreffliches Ensemble! Bethmann machte ausgezeichnete Geschäfte, erwarb sich ein bedeutendes Vermögen und kaufte das Schauspielhaus. (12 Jahre später wurde das neue Theater erbaut und Ritter, vom Mannheimer Hoftheater, zum Direktor erwählt. Von

diesem erhielt ich ein Engagement, mußte es aber auf Rath seiner und meiner Freunde aufgeben, weil noch viele Bekannte Schröders einen neuen Scandal befürchteten.) In Lübeck hatte sich ein Comite gebildet, dessen Präsident der Kaufmann Brandes sen. war. Diese Herren gründeten ein wirkliches Stadttheater und wählten Ubrich und Gerstel zu Direktoren. Wir erhielten ein vortheilhaftes Anerbieten und willigten freudig ein, weil Lübeck stets eine besondere Anziehungskraft für uns hatte. Bis zum Herbst blieben wir noch in Bremen und traten dann in unser neues Engagement. Meine Schwiegereltern, meine Schwägerin, Doris Hinze, die sich mit dem Schiffsmakler Christian Schütt verheirathet hatte, wetteiferten, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. (Meine Schwiegermutter war eine feine und gebildete Dame, die in ihrer Jugend an den deutschen und französischen Bühnen, Stadt- und Apollotheater in Hamburg engagirt war. Sie war die zu jener Zeit berühmte Minna Kloß, deren Vater die Direktion in Hamburg führte, während L. Schröder in Wien gastirte.) Ich fühlte mich wieder einmal recht glülich im häuslichen Kreise. Wir waren prächtig eingerichtet, meine Kinder besuchten fleißig die Schule und erwarben sich zu meiner Freude die Anerkennung ihrer Lehrer. Meine Frau und ich gewannen uns zahlreiche Freunde auf und außer der Bühne, dazu den Segen der Gesundheit und 3000 Mark Gage — was braucht der Mensch mehr?

Mitglieder waren: Grunow, Ubrich, Gerstel, Naumann, Burmeister, A. Gerstel, Müller, Eckersberg, Wilke, Ganzel, Winger, W. Gerstel, Breuer, Bossin, Weimann, Chotton, Boje, Molke, L. Wollrabe und C. Boje. Damen: Gneib, Ubrich, Sutzer, Schröder, Klingemann, Müller, Salle, Moltke, L. Müller, Neumann und Brüning. Zwei Jahre waren für uns auf eine höchst angenehme Weise verflossen, da plötzlich erhielten wir die Anzeige, daß das Comite die Sache aufgeben wolle, weil Calamitäten aller Art ihnen das Geschäft erschwerten. Während dieser Zeit kam ein Mann zu mir, Namens Bode. Er stellte sich als Direktor vor, der mit bedeutendem Vermögen versehen, entweder Bamberg oder Nürnberg übernehmen wollte — kurz, ein großer Schwindler! Den Antrag, den er uns machte, refüsirte ich vorläufig, wurde aber von meinem Schwiegervater und Freund Schlegel*) so zugeredet, daß ich einwilligte, die Geschäftsführung zu übernehmen. Unser Contrakt besagte, daß wir am 15. September 1835 in Hildesheim eintreffen sollten. Das Ende des Lübecker

*) Vater der berühmten Sängerin. Ich war oft in seinem Hause und hatte meine Freude an einem kleinen freundlichen Mädchen. Dieses liebliche Kind hatte nach meinem Dafürhalten eine ausgezeichnete Stimme. Ich bestimmte meinen Freund, ihm von Eckertsberg Gesang-Unterricht geben zu lassen. Er erfüllte meinen Wunsch und hatte bald die Freude, die kleine Nachtigall von aller Welt bewundert zu sehen. Auch ich war entzückt von der lieblichen Stimme, aber Keiner hätte gedacht, daß er sie als die jetzt so gefeierte Schlegel-Köster einst wieder hören und von ihrer Kunst so bezaubert sein würde.

Unternehmens und der Tag unserer Abreise war herangerückt. Wir nahmen Extrapost, um den festgesetzten Tag ja nicht zu versäumen. Wir fuhren am „Deutschen Hause“ in Hildesheim vor — die Kellner sind uns behülflich — das Gepäck wird abgeladen und während dem frage ich, wo der Direktor Bode wohnt. Der Kellner sieht mich verdutzt an, gibt mir keine Antwort und läuft fort. Gleich darauf kommt der Wirth und eröffnet mir, daß keine Zimmer im Hause frei sind. Ich war natürlich über ein solches Benehmen empört, sagte dem Wirth meine Meinung und ließ uns dann nach dem „blauen Engel“ fahren. Hier erfuhr ich nun unser ganzes Schicksal. Bode war durchgegangen und hatte uns und die übrige Gesellschaft noch vor Beginn der Vorstellungen auf eine leichtsinnige Weise verlassen. Am nächsten Tag wollte ich schon zurückreisen, aber da kamen mehrere Schauspieler zu mir und baten mich, die Sache zu übernehmen, weil sie sämmtlich keine Mittel hätten, um wieder fortzukommen. Der Magistrat ertheilte mir die Erlaubniß, vorläufig einige Vorstellungen zu geben, bis die Conzession eintreffen würde. Diese ließ nicht lange auf sich warten und so war ich denn zum ersten Male in meinem Leben wirklicher Direktor! „O unglückseliges Flötenspiel ꝛc.“ oder „Laß dich der Teufel bei einem Haar fassen und Du bist sein auf ewig!“ möchte ich jetzt ausrufen, nachdem diese ganze Epoche seit langen Jahren überstanden ist. Zehn volle Jahre, bis zum 15. September 1845, führte ich

die Direktion. Besuchte als solcher die Städte: Celle, Lüneburg, Göttingen, Uelzen, Lüchow, Altona, Itzehoe, Glückstadt und ganz Ostfrießland, wo ich nach unendlichen Plagen und Sorgen die Direktion niederlegte. *)

Nachdem ich die Direktionslast von mir gewälzt, verkaufte ich Bibliothek und Garderobe in Hamburg und dachte wieder ein Engagement zu suchen. Ich schrieb deshalb unzählige Briefe und erhielt abschlägige Antworten. Als Schauspieler fehlte es mir nie an Engagement, aber vor dem gewesenen Direktor schreckte alle Welt zurück. Ich nahm meine junge, 13jährige Tochter Minna mit und unternahm eine sogenannte Kunstreise, aber alles vergebens, ich mußte wandern — wandern — wandern!

Zuletzt führte uns unser Geschick nach Aachen. Direktor Schäfer bewilligte mir einige Gastrollen und als ich anfangen sollte zu spielen — machte er bankerott! Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte; mein Geld war bis auf eine Kleinigkeit alle geworden. Auf Anrathen meiner Tochter, versuchte ich mein Glück im Spiel, gehe nach der Gallerie und gewinne 13 Ld'or. Mit diesem Gelde traten wir die Rückreise an. Als wir nach Düsseldorf kamen, sagte mir Direktor Henkel,

*) Ueber meine Direktionsführung — oder wie man dieselbe nicht führen sollte — werde ich später eine kleine Brochüre mit dem Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder, die bei mir engagirt waren, für meine Collegen erscheinen lassen, weil sie für das allgemeine Publikum wenig Interesse hat.

daß er meine Frau engagirt hätte und sie stündlich erwarte. In Crefeld wolle er anfangen und lud uns ein, dorthin zu gehen, um vorläufig für Wohnung zu sorgen.

Henkel hörte denselben Winter wieder auf und Grabowsky übernahm die Direktion. Wir wurden alle drei engagirt und verlebten einen recht vergnügten Winter. Hier war es, wo mir das Glück zu Theil wurde, ein seltenes Fest zu feiern. Vor 25 Jahren hatte ich meine gute brave Frau heimgeführt und beging nun mit ihr die silberne Hochzeit. Der Direktor und dessen Frau, so wie die ganze Gesellschaft, ehrten uns durch die innigste Theilnahme.

Im nächsten Jahre gingen wir nach Köln unter Beurer und den darauf folgenden Winter unter Gerlach's Direktion. Letzterer mußte leider, der schlechten Geschäfte wegen, aufhören. Die Gesellschaft hatte Forderungen und wir auch. Da kam Herr Clef und engagirte uns für das neue Vaudevilletheater in der Schildergasse in Köln. Vierzehn Tage nach der Eröffnung übernahm Herr Stollwerk selbst die Direktion. Wir blieben in diesem Engagement drei Jahre. Diese Zeit kann ich mit zu der angenehmsten meines Lebens rechnen, denn Herr Stollwerk war uns nicht allein ein guter Direktor, sondern auch stets ein aufrichtiger Freund.

Wir verlassen Köln, weil meine Frau und Tochter Engagement nach Breslau bekamen. Für mich war keine Vacanz, weshalb ich einen Antrag nach Neisse zu

dem Direktor Nachtigall genehmigte. Nach zwei Jahren kamen Frau und Kind mir nach und wir reisten nach Görlitz. Viele hat man über die Leitung Nachtigall's klagen hören, wir haben nie Ursache dazu gehabt. Von hier gingen wir nach Meissen und Freiberg, wo Herr Dr. Romberg die Direktion führte. Dann bekamen wir einen Antrag nach Altenburg, den wir annahmen und wo wir fast drei Jahre im Engagement blieben und abwechselnd die Städte Gera, Schleiz, Greiz, Rudolstadt, Sondershausen, Mühlhausen, Nordhausen und Arnstadt bereisten. Die alten Zeiten waren aber verschwunden und mit ihr die frohen Jugendjahre!

Nach dem gescheiterten Unternehmen meines Schwiegersohnes in Arnstadt, privatisirte ich den Rest des Sommers noch daselbst und erhielt dann von dem Schauspieler Rahnenberg, der sich uns als Direktor des deutschen Theaters in Holland präsentirte, einen Antrag nach Rotterdam. Wir machten von Köln die Reise per Dampfschiff in 14 Stunden. Ich habe doch in meinem Leben schon viele großartige Städte gesehen, aber keine hat einen solchen eminenten Eindruck auf mich gemacht. Auch meine Frau war so entzückt davon, daß wir uns im Gasthofe kaum Zeit ließen Toilette zu machen, sondern gleich eine Promenade unternahmen, die bis spät Abends ausgedehnt wurde. Der nächste Tag wurde benutzt eine Privatwohnung zu suchen, die wir auch alsbald im Oppert fanden. Diese war, obgleich nicht sehr billig, doch sehr bequem und ange=

nehm. Unsere Wirthsleute sprachen kein deutsches Wort, aber wir konnten uns doch recht gut verständlich machen, weil meine Frau, eine geborne Hamburgerin, ihre plattdeutsche Sprache in Anwendung bringen konnte. Nachdem wir uns eingerichtet, verfügten wir uns in die Wohnung des Herrn Direktors, der aber leider noch nicht eingetroffen war. Wir erkundigten uns nach dem Schauspielhause und erfuhren, daß wir nicht in dem schönen städtischen Theater, sondern in einem Theatersaal bei Herrn van Bosch, in der Kruiskade spielen würden. Wir nahmen diesen Musentempel in Augenschein, wanderten nun etwas mißvergnügt nach Hause und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Endlich nach acht Tagen konnte das Unternehmen ins Leben treten. Mitglieder waren: Herr Schunke, Herr Wollrabe, Frl. Möller, meine Frau und ich. Da die Gesellschaft kein überflüssiges Personal aufzuweisen hatte, so wurde Frau Wollrabe als Gast gewonnen. Die erste Vorstellung war: „Nr. 777" und „der gerade Weg der beste." Das Publikum amüsirte sich.

Herr Rahnenburg führte uns nach Breda, Dortrecht und Amsterdam. In jeder Stadt wurden zwei Vorstellungen gegeben und nach 10 Wochen hatte die Herrlichkeit ein Ende. Herr Schuncke und Fräulein Möller waren schon früher abgereist, ich und meine Familie mußten aber ausharren, weil meine Tochter täglich ihrer Niederkunft entgegen sah. Es war für uns eine schlimme Zeit, obschon ich manchen neuen

Freund gewann und durch die Bekanntschaft des liebenswürdigen und gebildeten Herrn Otto Petri (einem Braunschweiger), der Chef einer deutschen Buchhandlung war, viele sehr angenehme Stunden verlebte.

Eine höchst interessante Vorstellung kann ich nicht unerwähnt lassen. Die deutschen Comptoristen, lauter junge lebensfrohe Menschen, gaben für einen wohlthätigen Zweck die komische Oper: „Der Dorfbarbier". Herr Staff als Adam, so wie Herr Ten Berg als Joseph überraschten mich durch Spiel und Stimme höchst angenehm. Auch die übrigen Herren, deren Namen mir leider entfallen sind, führten ihre Partieen mit Sicherheit und Gewandheit durch. Sämmtliche Herren waren übrigens geschulte Sänger, wodurch es ihnen leichter wurde, die Ensemblepiecen mit solcher Präzision zu executiren. Die Einnahme soll die Höhe von 1100 Gulden erreicht haben. Auch unter den Holländern machte ich manche ehrenwerthe Bekanntschaften und wenn ich die Namen der Einzelnen auch nicht der Oeffentlichkeit übergebe, so sind sie doch in meiner Erinnerung unauslöschlich.

Ostern 1856 schlug die Stunde der Abreise. Ich reiste mit meiner Frau nach Köln, wo ich bei dem liebenswürdigen Direktor Stollwerk, der das großartige Etablissement die „Königshalle" eröffnete, ein Engagement als Geschäftsführer bei den theatralischen Scenen annahm. Mit Ende des Sommers hatte meine Function ein Ende.

Bis jetzt zwar noch in rüstiger Manneskraft, aber zu praktisch geworden, um einem Ideal nachzustreben, lebe ich vorläufig insofern von der Bühne zurückgezogen, weil ich nur noch den Gast-Einladungen Folge leiste. Die größeren Bühnen engagiren einen Veteranen höchst selten und die mittleren scheuen gewöhnlich den gewesenen Direktor! Trauriges Loos für den Mann, der einem höheren Ziele nachgestrebt, der der Kunst, der er noch mit ganzer Seele anhängt, sein ganzes Leben gewidmet und dem nun plötzlich der Schleier von den Augen fällt, da es zu spät ist, um das Verlorene zurück zu gewinnen. Ich möchte jedem jüngern Manne zurufen: „wenn Dir die Kunst heilig ist, wenn Du für die „Folgezeit Dir eine Stellung bei einer Hofbühne erringen, wenn Du dem Collegen College bleiben und „nicht plötzlich isolirt dastehen willst, fange keine Direk„tion an! Sei wohlthätig, behandle die Schauspieler „als Künstler, bezahle Deine Gagen pünktlich, komme „überhaupt stets und überall Deinen Verpflichtungen „nach — wie ich sie durch 10 Jahre in allen Theilen „redlich erfüllt — Du hast Dir als Direktor den Pfad „selbst mit Dornen bestreut und wirst nie und nimmer „wieder da die Blumen erspriessen sehen, deren Duft „Dich, vor dem unglücklichen Schritt, zum Höchsten be„geisterte."

Der Bestimmung dieses Buches gemäß, habe ich in Allem der Wahrheit die Ehre gegeben und wenn ich bei einzelnen Begebenheiten einige Namen ausgelassen, so

geschah es in der Absicht, keinem noch Lebenden wehe zu thun. Möchten meine verehrten Freunde und Collegen mir bei Durchlesung desselben ein eben so freundliches Andenken bewahren, als mir der Rückblick an eine vergangene schöne Zeit stets im Herzen fortleben wird und nur mit meinem letzten Hauche erlöschen kann.

Wenn die Gegenwart mir überhaupt nur eine glückliche Erinnerung der Vergangenheit, als Lohn eines mühevollen Lebens angewiesen, so muß ich mich mit der Mehrzahl meiner Kunstgenossen trösten, die, im 65. Lebensjahre, bei wenigem Unglück, aber keinem besonderen Glück, nur ein verfehltes Leben beschließen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wollrabe, Ludwig

Der Franzosen-Müller <Biographie des Schauspielers Carl Theodor Müller.>
Zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum herausgegeben von Ludwig Wollrabe

Crefeld [1842]

Biogr. 3105 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068745-2